

# Ein Besuch auf Molokai, der Insel der Aussätzigen.

Von

H. Schauinsland, Bremen.

---

Mitternacht war noch nicht lange vorüber, als der weitschallende Ton einer Dampfpeife vom Meere aus uns mahnte, das gastliche Haus zu verlassen. Wir kamen von Hawaii, noch erfüllt von den Wundern des Kilauea und seines feurigen Kratersees Halemaumau und hatten hier auf Maui Rast gemacht in Lahaina, jenem Lieblingsplatz der alten hawaiischen Könige und jenem Dorado aller pacifischen Walfänger, welche vor dem Aufblühen Honolulus hierher eilten, um die Tage der Arbeit und Entbehrungen zu vertauschen mit denen der Freude und des Genusses. Lahaina ist nicht nur einer der allerschönsten Plätze der gesammten hawaiischen Inselkette, sondern auch einer der allerheissesten, und dementsprechend sieht man kaum sonstwo die Herrlichkeit der tropischen Vegetation so reich entfaltet wie gerade hier.

Unter der freundlichen Führung Kapitän A.'s, bei dem man nicht weiss, ob man sich mehr an seinem lebenswürdigen Wesen oder seiner Thatkraft erfreuen soll, hatten wir Tags zuvor die seiner Leitung unterstellten prachtvollen Zuckerplantagen besichtigt, welche zu den wichtigsten gehören, die in deutschem Besitz befindlich sind, sowie die grossartigen Bewässerungsanlagen und tadellosen Maschinen bewundert, und jetzt wollten wir die letzte der uns noch unbekanntem Inseln, Molokai, aufsuchen.

Die Sterne funkelten noch am Firmamente, als wir an Bord der „Mokoli“, eines winzigen, jeglichen Comforts entbehrenden Schiffeins, traten, welches allein den Verkehr zwischen Honolulu und jener Insel unterhält. Bald aber erglühte der schmale Streifen am Horizont immer mehr und mehr und plötzlich schossen mit dem aufgehenden Sonnenball feurige Strahlen von Wolke zu Wolke, und das stahlblaue Meer schien unter ihrem Abglanz zu bersten und aus seiner unergründlichen Tiefe feurige Wogen emporzuwerfen. Draussen in der Brandung färbten sich an den überschlagenden Wogen die Wellenkämme, welche getrieben vom Morgenwind einherflatterten, wie die Mähnen dahinstürmender Neptunsrosse, rosenrot; selbst die Blattfiedern in den Kronen der Kokospalmen, welche im Winde sich wiegten, erglühten im goldigen Licht. Der Tropenmorgen war heran-

gebrochen und langsam glitten wir an der schönen Küste vorbei, von jedem neu sich darbietenden Bilde von neuem zur Bewunderung hingerissen.

Nur zu früh endete unsere Freude! Aus ruhigem Fahrwasser gelangten wir in die immer stark bewegte Wasserstrasse zwischen Maui und Molokai, in welcher unsere kleine „Mokoli“ so ausgelassen hin- und hertanzte, dass vor leidigem Jammer jeder ästhetische Genuss verloren ging; und wie schade war das! Denn jetzt kamen wir den herrlichen Formen Molokais näher. Unmittelbar am Ufer, so dass nur ein schmaler Küstensaum übrig blieb, an dem hier und da ein kleines Häuschen oder eine zierliche Kirche auftauchte, erhoben sich die schön gewölbten Berge, die von unzähligen, tiefgrünen Schluchten durchzogen waren, welche in der Ferne wie die Rippen an einem reichgliederten Palmettengewölbe aussahen.

Molokai ist diejenige der hawaiischen Inseln, welche am wenigsten besucht und bekannt ist, dabei unter ihnen aber wohl die grösste Fülle erhabener Naturschönheiten in sich birgt. Von länglicher Gestalt (65 km lang und 12 km breit) wird sie durch einen breiten Einschnitt in einen kleineren, westlich gelegenen Teil von verhältnissmässig geringer Höhe und in einen grösseren östlichen, der zu bedeutender Höhe (etwa 1600 m) emporsteigt, zerlegt. (Meines Wissens sind nur an wenigen Stellen bis jetzt genaue Vermessungen angestellt worden, so dass es mir nicht immer möglich ist, ganz sichere Zahlenangaben zu machen.) Während an der Südseite die Insel trotz ihrer auch hier oft recht schroffen und unvermittelten Erhebung meistens völlig zugänglich ist, stürzt sie an einem grossen Teile der Nordküste 600, stellenweise wohl auch 7—800 m buchstäblich senkrecht in das Meer hinab.

Gegen Mittag befanden wir uns in Kaunakakai, einem Landungsplatz an der südlichen Seite. Einst war diese Stelle ein beliebter Aufenthaltsort des Königs Kamehameha IV., jetzt aber ist sie ziemlich öde und verlassen und wegen der dort herrschenden fürchterlichen Hitze durchaus nicht angenehm: wir waren daher recht erfreut, bald Pferde besteigen zu können, die uns von Kalae, unserem nächsten Ziel, freundlichst entgegengesandt waren, während unser Gepäck auf sechsspännigem Ochsenkarren später nachgeschickt wurde. Zunächst ging es in dem auf den hawaiischen Inseln stets üblichen Galopp durch Algaroben- und Kokosnussaine an der Küste entlang, dann aber wendete sich der Pfad vom Meere ab ziemlich steil bergan.

Eine wahre Steinwüste war es, die uns hier umgab! Keinen Baum, keinen Strauch erblickte das Auge, ja nicht einmal ein Grashälmchen entspross dem sonnendurchglühten Boden; weit und breit nichts weiter wie intensiv braunrotes Lavagestein. Ganze Staubwolken hob der Wind wirbelnd vom Boden auf, so dass wir bald aussahen, wie leibhafte Rothäute.

Zwei Stunden konnten wir wohl so bergan geritten sein, als wir uns plötzlich ganz unvermittelt einer im herrlichsten Grün prangenden Oase gegenüber sahen. Es war Kalae, unser Bestimmungs-

ort. Fleissige Menschenhände hatten hier einen entzückenden Wohnplatz geschaffen. Wir befanden uns fast 500 m über dem Meeresspiegel, und zwar auf einer Hochebene, zu welcher der Passat freien Zutritt hatte. Die Hitze der Tropensonne war daher bereits angenehm gemildert, aber doch genügend, um mit Hülfe reichlicher Bewässerung die prächtigste Vegetation entstehen zu lassen. In den ausgedehnten Gärten reiften Orangen und Limonen, von den schattigen Mangos (*Mangifera indica*) und bizarren Melonenbäumen (*Carica papaya*) hingen erquickende Früchte herab, und nirgends fand ich die herrlichen „Alligatorpears“ (*Avocados*; *Persea gratissima*) so wohlschmeckend wie hier. Riesige Bananen schaukelten ihre geschlossenen Blätter im Winde, und selbst die schöne Passionsblume zeitigte saftige Früchte. Hohe Granatbäume prangten in der Schönheit ihrer brennend roten Blüten, Brognantien hatten in Fülle ihre grossen weissen Trompetenblumen geöffnet, während die herrliche Bougainvillia Häuser und Zäune umrankte und mit ihrer Farbenpracht verschönte. Bosquets von Amaryllis würzten die Luft mit Düften; auf der benachbarten Anhöhe breiteten abenteuerliche Araucarien mit Casuarinen vermischte ihre sperrigen Äste aus, und ganze Wälder von riesigen Agaven liessen ihre gewaltigen Blüten-schäfte emporschiessen. Fast erregte es unser Erstaunen, dass neben diesen Tropengewächsen auch Rosen in Blüte standen und heimischer Kohl und Gurken im Küchengarten gediehen; nur der edle Wein lohnte nicht die Mühe des Pflanzers, seine Trauben verdorrten.

Der Blick von hier aus auf das weit unten liegende Meer, den südlichen niederen Teil der Insel und die herrlichen tiefgrünen Schluchten der in der Nähe emporragenden Berge ist wunderbar schön. Diese Schluchten sind äusserst charakteristisch für Molokai; während sonst nämlich seine gesamte Konfiguration eine ziemlich einheitliche ist und der spitzen, zackigen Bergformen entbehrt, wird andererseits die Inselkuppe durch gewaltige Täler, welche wahrscheinlich sowohl vulkanischen als auch erodierenden Kräften ihre Entstehung verdanken, durchfurcht. In Folge jener Schluchtenbildung wird dann das Gebirgssystem ein recht verwickeltes; häufig könnte man aus der Ferne wähnen, eine kompakte Bergmasse vor sich zu haben und in Wirklichkeit ist dieselbe durch unzählige Einschnitte in eine grosse Anzahl sekundärer Bergrücken zerlegt. Oberhalb Kalaes, also in einer Höhe von 500—600 m, sind Täler und Schluchten meistens bewaldet, während die Oberfläche der Berge selbst vorherrschend kahl und höchstens nur mit Gras bewachsen ist, in den unteren Lagen dagegen herrscht hier beinahe überall völliger Mangel an Vegetation.

Als wir uns der Schwelle eines im Grün fast versteckten Hauses näherten, trat uns ein untersetzter, breitschulteriger Mann entgegen und hiess uns mit freundlichen Worten willkommen. Es war ein Deutscher, an den alle die, welche je Molokai besucht und dort seine lebenswürdige Gastfreundschaft genossen haben, dankbare Erinnerung bewahren. Ich selbst muss gestehen, dass ich in ihm



eine der interessantesten Persönlichkeiten, welche mir auf meiner Reise begegneten, antraf. Meyer (R. W.), so hies derselbe, der Sohn eines Hamburger Kaufmanns, verliess im Jahre 1848 seine Vaterstadt. Nach kurzem Aufenthalt in Südastralien schloss er sich Goldgräbern an, die ihr Glück in Californien versuchen wollten. Die Reise dahin war eine höchst abenteuerliche; unter anderem wurde die ganze Besatzung nur dadurch von dem Tod des Verhungerns gerettet, dass, als aller Proviant schon lange ausgegangen war, im Augenblick der höchsten Not sich Schaaren von Haifischen bei dem Schiffe einfanden und es tagelang umkreisten; in Menge wurden sie gefangen und verspeist. Endlich gelangte man nach den Hawaiischen Inseln, wo es Meyer so gut gefiel, dass er die Goldfelder aufgab und hier zu bleiben beschloss. Von Hause aus Civilingenieur, wurde er bald von der Regierung als Geometer beschäftigt und kam in dieser Eigenschaft auch nach Molokai. Hier fand er in Kalae einen Platz, den er für seine Thätigkeit geeignet hielt, heiratete nicht lange darauf eine Vollblutkanakerin und hat sich dort allein durch eigener Hände Arbeit aus einer ursprünglich wüsten Stätte das kleine Paradies geschaffen, welches wir nun vor Augen sahen.

Obgleich er selten seine einsame Insel verliess und viele Jahre hindureh grösstenteils nur mit Eingeborenen verkehrte, war sein reges Geistesleben nicht erschlaft, im Gegenteil, er war eine Art Philosoph geworden, der viel und selbständig dachte. Alle seine Ideen aber hatte er fast ein halbes Jahrhundert hindurch für sich allein behalten müssen, weil, wie er selbst sagte, seine Umgebung ihn wohl für einen Narren angesehen hätte, würde er sie dieser gegenüber geäussert haben. Nun traf es der Zufall, dass er in mir einen Menschen fand, der ihm Verständniss entgegenbrachte, und es war rührend zu sehen, wie es ihn drängte, sich über das, was so lange sein Inneres erfüllte, auszusprechen. Wenn wir Abends, oft noch in später Stunde, in dem kleinen Gartenhäuschen, welches uns zur Wohnung überwiesen war, arbeiteten, sahen wir ihn bisweilen, wie er draussen vor demselben auf und ab wandelte und, zu rücksichtsvoll uns bei der Arbeit zu stören, doch offenbar den Wunsch hegte, seine Gedanken mit mir auszutauschen. Konnte ich abkommen, so sassen wir wohl die halbe Nacht plaudernd beisammen. Es war mir dabei interessant zu bemerken, wie unsere Ansichten in vieler Hinsicht übereinstimmten, trotzdem wir von ganz verschiedenen Seiten aus zu denselben gelangt waren. Auch dann, wenn ich ihm nicht beipflichten konnte, war ich doch veranlasst, mich über die originellen Ideen dieses sonst so einfachen Mannes zu freuen; so genügte ihm z. B. die Kant-Laplace'sche Welterschöpfungstheorie nicht, sondern er nahm an — was übrigens im Hinblick auf die vielen Systeme von Doppelsternen gar nicht von vornherein so von der Hand zu weisen ist —, dass gleich von Anfang an eine grössere Zahl von Attraktionszentren vorhanden gewesen wäre, die ihrerseits die Massen angezogen hätten; er hatte sich auch dafür eine ganze Menge — sicherlich nicht stichhaltiger — Beweise zurecht-

gelegt. Um noch etwas, was mir im Gedächtniss haften blieb, anzuführen, so glaubte er, dass die Intelligenz der Menschen und anderer Wesen eigentlich eine ausserhalb derselben befindliche Kraft sei, die bei den verschiedenen Organismen gleich wie auf einem Saiteninstrument spiele; je vollkommener das letztere sei, desto besser sei auch das Spiel, d. h. desto grösser der Ausdruck der Intelligenz.

Es war mir auch erfreulich, dass meine Anschauungen, die ich mir während des kurzen Aufenthalts auf den Inseln über die dortigen Eingeborenen gebildet hatte, in vielen Fällen durch ihn, der einen so grossen Teil seines Lebens mit jenen in enger Gemeinschaft verbracht hatte, Bestätigung fanden. Die zu dem Stamm der Polynesier gehörigen Kanaken sind sicherlich ein äusserst begabtes Volk, sowohl in körperlicher, als auch in geistiger Hinsicht; allen wohnt eine gewisse Grazie inne, die bei den Männern mehr zur Erscheinung kommt als bei den Frauen, da diese schon frühzeitig nach unseren Begriffen zu starke Formen erhalten und im Alter eine oft widerwärtige Korpulenz erlangen. Eine angeborene Liebenswürdigkeit ist wohl ein Charakterzug des gesamten Volkes, und ihr freundliches, gewinnendes Lächeln ist sicher auch der Ausdruck einer freundlichen Gemütsanlage, die sich schon allein durch ihre grosse, häufig sogar zum Fehler ausartende Gastfreiheit, sowie durch ihre Vorliebe für Blumen und Musik dokumentiert. Europäische Schulen besuchen sie mit vielem Erfolg, und es ist geradezu wunderbar, mit welcher Leichtigkeit sie sich in ausserordentlich kurzer Zeit die Umgangsformen und andere Äusserlichkeiten der Kultur der Weissen angeeignet haben. Sie bilden wohl auch fast das einzige Beispiel, dass sich ein Naturvolk so rasch in das Geistesleben der Weissen hineingearbeitet hat; waren sie doch sogar im Stande, eine Zeit lang ihren kleinen Staat nach Regierungsformen selbst zu leiten, die sie europäischen Vorbildern entlehnt hatten, mag darüber auch noch soviel gespottet worden sein.

Den guten Eigenschaften stehen andererseits aber auch eine nicht unbeträchtliche Zahl von Fehlern gegenüber, unter denen in erster Linie ein hoher Grad von Leichtsinn zu nennen ist. Die Kanaken ähneln darin vollständig den Kindern und werden selten dahin gebracht werden können, in ernsten Lebenslagen auch ernst zu denken und zu handeln. Trägheit ist ein weiterer Grund der sie daran hindert, sich aufzuraffen und dem ihnen drohenden Untergang zu entgehen. Früher allerdings, zu Zeiten Cook's etwa, als die Inseln noch eine dichte Bevölkerung besaßen, war das anders, und unter der energischen Leitung ihrer Häuptlinge sollen sie tüchtig gearbeitet haben. Die grossartigen, künstlichen Fischteiche, die Überreste weitläufiger Taropflanzungen, selbst hoch an den Bergen hinauf und die damit verbundenen Bewässerungsanlagen legen jetzt noch Zeugnis davon ab. Auf einem Gebiet aber sind sie heute noch unübertroffen! So geschickt wie sie vermag niemand im kleinen Fahrzeug draussen an den Riffen dem Fischfang obzuliegen, und kein Weisser ist im Stande, mit solcher Kraft und Umsicht



auch in dunkler Nacht das Boot durch die Brandung zu führen. Die ganze Intereilandschiffahrt, welche in Hawaii, wegen der oft mühevollen, selbst gefährlichen Landung häufig mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, könnte ohne ihre Hülfe gar nicht aufrecht erhalten werden. So gut sie aber auch den Elementen trotzen können, dennoch erinnere ich mich nicht, irgend einen eingeborenen Offizier auf der hawaiischen Flotte gesehen zu haben; für diesen Posten fehlt ihnen wieder der notwendige Ernst. Trotz ihrer Begabung mangelt ihnen also die Fähigkeit, in der Konkurrenz mit der weissen Rasse den Kampf ums Dasein mit Erfolg durchzuführen. In den Schulen erwerben sie sich eine Menge Wissen, verstehen es aber nicht, dasselbe im Leben praktisch zu verwerten; sie sind z. B. die tüchtigsten Kopfrechner und dennoch nicht im Stande, den kleinsten Kaufladen selbständig zu führen; stets werden sie dabei übervorteilt werden. Meiner Meinung nach sind aus diesem Grunde alle die Bildungsanstalten, welche in Honolulu eigens für die Kanaken geschaffen wurden, wie die berühmte Kamehameha Schule und andere, zwar gut gemeint aber doch sehr unzweckmässig, da sie der Natur der Eingeborenen nicht genügend Rechnung tragen. In ihnen werden Sachen gelehrt, die der Lernende niemals verwerten kann; was nützt ihm die darin gebotene wissenschaftliche Bildung, wenn es nirgends im ganzen Lande für einen Kanaken eine Beschäftigung giebt, bei der er in die Lage kommt, sie anzuwenden? Wird daher der Schüler aus der Anstalt entlassen, so dünkt er sich zu gut für gewöhnliche Arbeit und verkommt, da er keine andere findet. Bei den Mädchenschulen liegen die Verhältnisse noch ungünstiger; denn hier tritt noch die allen Kanaken tief im Blute liegende übermässige Sinnlichkeit hinzu.

Wie bedauerlich es bei einem im Allgemeinen so prächtigen Volke auch sein mag, so ist es doch sicher, dass seine Tage gezählt sind. Zu Zeiten Cook's 1779 waren (schätzungsweise) die Inseln von etwa 300 000 Eingeborenen bevölkert. 1823 ergab der Census 142 000, 1884 40 014 und 1890 34 436. Man ersieht daraus, dass ihre Zahl reissend abnimmt, und dass sie das Geschick der Tasmanier teilen werden, die ebenfalls auch nach der Berührung mit Europäern dahinschwanden, und deren letzter Spross 1876 starb.

Man hat für dieses fast unerklärlich schnelle Aussterben eine Menge von Gründen angeführt, und bei den Hawaiiern eingeschleppte Seuchen und Laster, mangelhafte Sorgfalt in der Säuglingspflege und namentlich auch das leidenschaftliche Reiten der Frauen, welche dabei nach Art der Männer zu Pferde sitzen, verantwortlich gemacht. Sicher trägt dies alles mit zum Untergang bei, doch genügt es meines Erachtens kaum, um dasselbe völlig zu erklären. Ich glaube, dass man ein wichtiges psychisches Moment dabei übersehen hat. Sobald ein Naturvolk mit einer ihm weit überlegenen Rasse, z. B. der weissen, in Contact kommt und sieht, wie es von ihr trotz aller Anstrengung seiner Kräfte zurückgedrängt, in seinem Besitztum und Lebensgenuss geschmälert wird, und wie sogar die von den Eindringlingen mitgeführten Thiere und Pflanzen die heimischen ver-

drängen, so verfällt es allmählich in verzweifelte Resignation gegenüber dieser unerklärlichen, fast unheimlichen Macht und lässt es völlig erschlaffen in dem Gefühl, dass jedes Auflehnen gegen die Unterdrückung nutzlos ist. Dieses Versinken in Lethargie macht es dann noch rascher empfänglich für jedes moralische und körperliche Siechtum; geistige „Depression“ öffnet ja, nach dem Urteil der Ärzte, auch bei uns am ehesten die Eingangspforten für alle dahinfraffenden Krankheiten.

Als Meyer nach Kalae kam, gab es hier mehrere Hundert Eingeborene; jetzt aber ist kaum noch ein halbes Dutzend derselben vorhanden; die übrigen sind gestorben oder nach Honolulu gezogen und dort zu Grunde gegangen. Vorbei sind die heiteren Spiele der immer fröhlichen Naturkinder! Wir selbst fanden noch draussen auf der weiten Ebene am Bergesfuss die steinernen Kugeln, mit denen sie sich früher beim Wurfspiel belustigt hatten. Vergessen sind die Kultusgebräuche der alten Vorfahren! Hie und da liegen zertrümmert im Sande die steinernen Idole\*), und halbverwitterte, durch Menschenhände grotesk geformte Felsblöcke deuten auf ihre ehemalige abergläubische Verehrung hin.\*\*\*) Menschliche Fusstapfen, die wir in Kalkgesteinen künstlich eingegraben antrafen,\*\*\*) gehören sicher auch zu der grossen Reihe jener absichtlich angefertigten Fussabdrücke von Menschen und Thieren, welche in der Mythologie so vieler Völker eine Rolle spielen, wenn auch hier in Molokai Sagen, die früher sich etwa an sie anknüpften, längst schon verklungen sind.

Reich bebaut muss früher das Land hier gewesen sein. Überall auf der Insel trifft man niedere Steinwälle, welche im Viereck grössere oder kleinere Ackerflächen umschliessen; ehemals dienten sie als Einzäunungen der Gärten zufriedener Kanaken, die dort ihre süssen Kartoffeln und andere Früchte zogen; heute ist von dieser ganzen Kultur auch nicht eine Spur mehr vorhanden; öde und vegetationslos liegt das Gelände da; nur an wenigen Stellen sind andere dürftige Überreste ehemaliger Ansiedelungen erhalten. So erinnere ich mich eines Platzes unmittelbar an dem schroffen Nordabhange der Insel unweit Kalae. Mächtige Kukuibäume (*Aleurites triloba*) breiteten dort ihre schattigen Wipfel aus und unter ihrem silberglänzenden Laubdache lag eine halbverfallene Hütte; in ihr hatte eine Kanakenfamilie noch vor wenigen Jahren gehaust; auch sie war verschwunden und nur die Überreste der kleinen verstorbenen Tochter sollten sich dort, wie das Gerücht mir meldete, in einer Truhe wohlverwahrt noch vorfinden. Als ich mich eines Tages davon überzeugen wollte, fand ich bei meinem Eintritt zunächst ein Häuflein Kukuinüsse, aus deren fettigen Kernen man früher Speise- und Brennöl darstellte und aus deren polierten Schalen man hübschen

\*) Eine reichhaltige Sammlung ethnographischer Gegenstände, von den Söhnen Meyer's auf Molokai gefunden, wurde von Consul J. Hackfeld in Honolulu unserem städtischen Museum zum Geschenk gemacht.

\*\*\*) Siehe Dr. A. Krämer: Der Phallusberg in Molokai. Globus, Bd. LXXIII, Nr. 1 (1898).

\*\*\*\*) Jetzt befinden sich diese Platten im städtischen Museum zu Bremen.



Schmuck anzufertigen verstand. Auf einem Brett an der Wand sah ich eine halbverschlossene Kiste, aus welcher mir zunächst, als ich sie öffnete, zwei grosse Ratten entgegensprangen; aber ein weiteres wohlgefügtes Kästchen stand darin, und in diesem lag sorgfältig in Überreste farbigen Zeuges eingehüllt, thatsächlich ein Skelett, aber nicht das eines menschlichen Wesens, sondern nur einer Katze. Welch abergläubischen Zweck mag dieses sorgsame Verwahren des Kätzchens gehabt, und welche Bedeutung mögen die zahlreichen Bündel verschiedener Tuchlappen, welche an Balken und Wänden angenagelt im Hause sich vorfanden, besessen haben?

Wie überall so haben auch auf Hawaii die Mischlinge der weissen und der eingeborenen Rasse in ihrem Charakter nicht die Vorzüge ihrer Eltern geerbt; körperlich sind es allerdings hervorragende Menschen, die sowohl den Weissen als auch den Kanaken im Überwinden von Anstrengungen überlegen sind; meistens auch besitzen sie die Gabe, gesellschaftliche Formen sich in ganz überraschender Weise vortrefflich anzueignen und durch ihr lebenswürdiges, verbindliches Wesen auf den ersten Blick ausserordentlich für sich einzunehmen, wie sie denn auch im Stande sind, sich in allen möglichen Lebenslagen rasch zurecht zu finden; andererseits aber ist ihr Mangel an Energie, ihr grenzenloser Leichtsinn und noch eine Menge sonstiger Fehler daran Schuld, dass nur wenige eine geachtete Lebensstellung sich errungen haben. Halbweisse Frauen sind wegen ihrer ganz besonderen Grazie und ihrer oft geradezu faszinierenden Schönheit in den Kreisen der Gesellschaft seitens der Männerwelt sehr bevorzugt, während sie bei ihren weissen Schwestern sich durchaus nicht dieser Beliebtheit erfreuen; denn der Ton, den sie in die Geselligkeit bringen, ist oft etwas pikant, wenn er nicht sogar Gelegenheit bietet, zu kleinen ehelichen Tragödien.

Unser freundlicher Wirt kannte die guten und schlechten Seiten der Kanaken und der Halbweissen zu gut, als dass auch er in den Fehler, der meistens bei ihrer Erziehung gemacht wird, verfallen wäre. Er pflanzte auf seine Kinder nicht im Übermass gelehrte Bildung, sondern erzog sie zu ehrlicher, tüchtiger Arbeit und hatte Freude davon gehabt. Mit ihnen lebte er in einer patriarchalischen Gemeinschaft, die an die Zeiten des alten Testaments erinnerte. In der Mitte der vorherbeschriebenen Anlagen war sein Wohnsitz, und ringsherum in kurzen Abständen lagen die Häuser seiner sechs wohlgeratenen Söhne, die meistens auch schon wieder ihre eigene Familie besaßen. Jeder in diesem Kreise hatte seine bestimmte Beschäftigung, und durch das Zusammenwirken aller hatte sich der Wohlstand gemehrt. Alles wurde ohne fremden Beistand durch eigener Hände Arbeit geschaffen, der Bau der Häuser, die Einrichtung weitläufiger Wasserleitungen — die erste Bedingung zur Fruchtbarkeit auf hawaiischer Erde — die Anlage der Pflanzungen, die Pflege des Viehstandes usw.

Vielerlei Betriebe hat Meyer auf seiner Besitzung versucht; zunächst baute er Zucker, aber abgesehen davon, dass derselbe in dieser Höhe nicht mehr recht gedeihen wollte, machten die in



früheren Jahren noch unverhältnismässig kostbaren Maschinen das Unternehmen unrentabel. Auch Seidenbau wurde in grösserem Massstabe betrieben, doch liess sich der Entwicklungsgang der Raupe nicht so regeln, als dass er mit dem Ertrage der Maulbeerbäume in passende Übereinstimmung gebracht werden konnte. Mit Agavenpflanzungen, zur Erzeugung brauchbaren Gespinnstoffes wurden ebenfalls Versuche gemacht, bis schliesslich Viehwirtschaft sich für Kalae am zweckmässigsten erwies. Während unserer Anwesenheit war man eifrig damit beschäftigt, in geeigneten Thälern grosse Kaffeepflanzungen anzulegen, und dass deren Frucht eine gute war, merkten wir täglich an unserem Frühstückstisch. Auch in Deutschland mögen Freunde eines feinen aromatischen Kaffees auf die Vorzüglichkeit des hawaiischen Gewächses hingewiesen werden, welches in Amerika bereits einen grossen, wohlverdienten Ruf besitzt.

Tägliche Ausflüge machten uns mit der Natur Molokais auch in der weiteren Umgebung von Kalae bekannt. Das Gestein ist, wie bei allen hawaiischen Inseln, ausschliesslich vulkanischen Ursprungs. Neben Anhäufungen mehr oder weniger stark verwitterter Laven, Schlacken und Aschen sieht man nicht selten dünne, offenbar jüngere Basaltgänge die Felsmasse durchziehen, so z. B. an der senkrechten Wand des nördlichen Absturzes oberhalb Kalawaos. An Stellen, wo die Ablagerungen im Profil zu Tage treten, fand ich auch oft jene eigentümlichen, kugelförmigen Gesteinsmassen mit zwiebelschaalartigen Bruchflächen, welche so charakteristisch sind für Verwitterungserscheinungen der dortigen Basalte. Auch ein phonolithartiges, graues Gestein mit fast schieferigem Bruch war in den Schluchten oberhalb Kalaes häufig anstehend. Ganz besonders interessant erschienen mir aber jene Conglomerate von Basaltbrocken und Korallentrümmern, die ich bis zu mehreren hundert Fuss Höhe antraf und welche ich bereits an einer anderen Stelle\*) als Beweise für eine bedeutende Hebung der Insel anführte. In beschränkter Masse kommen auch kleine Süsswasserkalk-Ablagerungen mit fossilen Landschnecken vor. Eigentümlich für viele Stellen Molokais ist die vorher erwähnte intensiv rotbraune Färbung des ganzen Bodens, sicherlich von einem starken Gestalt an Eisenoxyd herrührend.\*\*)

Das beliebteste Ziel unserer Wanderungen war ein kleiner, in stimmungsvoller Ruhe einsam in den Bergen gelegener See (etwa

\*) Schauinsland: Drei Monate auf einer Koralleninsel, S. 93, Bremen 1899. M. Nössler.

\*\*\*) Als recht beachtenswert, da meines Wissens von den hawaiischen Inseln etwas derartiges noch nicht bekannt war, halte ich das Auffinden von zwei Gesteinen, von denen das eine — nach der Bestimmung des Herrn A. Dieseldorff, welcher im Kgl. mineralogischen Institut in Marburg unter Herrn Geheimrat Prof. Dr. M. Bauer meine Gesteinsammlung bearbeitet — ein Olivingabbro (auf Molokai gefunden,) das andere ein richtiger Thonschiefer von roter Farbe ist, welchen ich auf Maui sammelte. Auf die Bedeutung dieser Funde für die Frage nach dem Untergrund der hawaiischen Inseln u. s. w. wird an anderer Stelle zurückgekommen werden.

2000 engl. Fuss hoch). Links von ihm erhob sich eine schön geformte Bergkuppe und zur rechten Hand zog eine jener herrlichen, mit prächtiger Vegetation bewachsenen Schluchten in die Tiefe. Vor einigen Jahren war dieses Wasserbecken mit importierten Karpfen bevölkert worden, die sich zahlreich vermehrt, aber wie so manche andere Bewohner der kälteren Zonen in den Tropen entartet, mager und unschmackhaft geworden waren. Sonst beherbergte das Wasser aber kaum ein anderes, grösseres, lebendes Geschöpf; keine Schnecke, keine Muschel war aufzufinden und nur wenige Insektenlarven schwammen einher. Selbst die mikroskopischen Lebewesen waren, wie sich aus der Untersuchung mitgenommener Proben später herausstellte, gering an Zahl und stimmten merkwürdiger Weise vielfach mit europäischen Formen überein. Auch hier wieder fand ich bestätigt, dass die Zahl der Organismen in den Tropen häufig eine viel geringere, sowohl an Arten als auch an Individuen ist, wie man gewöhnlich anzunehmen pflegt; jeder Tümpel in Deutschland würde den Zoologen reichere Ausbeute gewährt haben.\*)

Mehr Freude bereitete mir der schöne und seltene Schmetterling der hawaiischen Inseln (*Pyrameis tameamea* Eschh.), der hier an den Ufern des Teiches ziemlich häufig im Sonnenschein umhergaukelte. Hauptsächlich aber zog mich dieser romantische See an, weil ich hier Gelegenheit fand, die Vertreter der immer seltener werdenden Vogelwelt Molokais zu erbeuten.

Zunächst war es ein Rohrhuhn (*Gallinula galeata* subsp. *sandwicensis* Streets.) und ein Blässhuhn (*Fulica alai* Peal), die ich dort antraf, und welche deswegen Interesse erwecken, weil beide — obgleich sie schlechte Flieger sind und daher kaum die weite Strecke, welche die Inseln von dem amerikanischen Kontinent in der heutigen Erdepöche trennt, überschreiten konnten, — dennoch die allergrösste Übereinstimmung mit amerikanischen Formen besitzen. Man muss daher annehmen, dass sie im Gegensatz zu der sonst so überaus abweichenden Vogelfauna Hawaiis, welche äusserst stark differenziert und nur noch ganz geringe Verwandtschaft mit der Ornithologie in den zunächst gelegenen Kontinenten und Inselgruppen aufweist, sich seit sehr langen Zeiträumen fast ganz unverändert erhalten haben. Dasselbe ist bei der hawaiischen Eule (*Asio accipitrinus* Gurney.) und dem Nachtreiher (*Nycticorax nycticorax* Linn.) der Fall, wenngleich man bei diesen flugbegabteren Tieren vielleicht auch noch eine spätere Einwanderung annehmen darf; jedenfalls ähneln sie ihren amerikanischen resp. europäischen Verwandten derart, dass man überhaupt nicht im Stande ist, unterscheidende Merkmale zu entdecken, welche es rechtfertigen können, sie als besondere Arten aufzuführen. Die Eule, welche die Eingeborenen für die Verkörperung eines

---

\*) Die Algen dieses Teiches sowie anderer Süsswasseransammlungen auf den hawaiischen Inseln sind bereits bearbeitet. Vergl. E. Lemmermann Planktonalgen (Ergebnisse einer Reise nach dem Pacific, Schauinsland 1896/97) — Abh. Nat. Ver. Brem., Bd. XVI. 1899.



„Geistes“ hielten, bemerkte ich in den hochgelegenen und mit Gras bestandenen Ebenen noch ziemlich oft und sah sie auch am hellen Tage „revierend“ und auf einem Flecke „rüttelnd“ der Jagd obliegen. Der Reiher jedoch, welchen ich beim Karpfenfischen erlegte, wird vielleicht der letzte seiner Art in dieser Gegend gewesen sein.

In der Nähe des Teiches ist eine reich bewachsene Waldschlucht, welche wahrscheinlich die tiefste Stelle ist, bis zu der die interessanten Vögel, welche sonst nur die höchsten Bergwälder Molokais bewohnen, herabgehen. Von Jahr zu Jahr werden dieselben seltener und ziehen sich immer mehr aus den tieferen Regionen zurück, jedenfalls auch deswegen, weil ihnen mit dem Verschwinden des Waldes die Nahrung spendenden Bäume zu mangeln beginnen. An den hohen Ohia Lihua-bäumen (*Metrosideros*) jener Schlucht schlüpfen kleine Honigsauger (*Himatione Steynegeri* und *H. sanguinea*) behend umher und suchen geschickt, sich mit den Beinen anklammernd, dass der kleine Körper nach unten hängt, aus den schönen, granatroten Blüten ihre Nahrung zu gewinnen. So sehr gleicht das Kleid der roten (*H. sanguinea* Caban.) der Farbe der Blume, dass es oft eines genauen Zusehens bedarf, um den kleinen Vogel zwischen ihnen zu entdecken. In dem dichterem Pflanzengewirr finden sich dort, wenn auch seltener, die herrlich scharlachfarbenen Kakawahies (*Oreomyza flammea* Wils.) und die Molokaidrosseln (*Phaeornis lanaiensis* Wils.) vor; häufiger erblickt man auch das prächtige, leuchtende Rot jenes schönen kleinen Vogels, mit dem langen, hakig gebogenen Schnabel (*Vestiaria coccinea* Reich.), aus dessen Kleid sich die hawaiischen Könige ihre kostbaren Federmäntel anfertigen liessen.

Den Besuchern der Bremer Ausstellung im Jahre 1890 werden noch jene schönen Gewänder in Erinnerung sein, welche die hawaiische Regierung hergeliehen hatte. Eine grosse Zierde besaßen dieselben durch die geschmackvolle Verwendung von gelben Federn neben den roten. Der Vogel, von welchem diese hauptsächlich genommen wurden, der Mamo (*Drepanis pacifica* Temminck), ist jetzt wohl schon völlig ausgestorben. Während seine Federn wie Gold an den Mänteln leuchteten, erschienen die des Oo (*Acrulocercus nobilis* Wils.), welche man ebenfalls verwendete, in hellerer Schattirung. Jene Vögel waren auch schon in früheren Zeiten so wenig häufig, dass König und Häuptlinge ununterbrochen einige Männer eigens mit dem mühsamen Fang derselben in den Bergwäldern beschäftigen mussten, um eine genügende Anzahl von ihnen zu erhalten; rechnet man dazu, dass sie, sonst fast vollkommen schwarz, diese gelben Zierfedern nur in ganz geringer Anzahl besaßen, so wird es nicht auffallen, dass die Gewänder, zu welchen viele tausende von Federchen gebraucht wurden, den Hawaiiern als eine ebenso grosse Kostbarkeit erschienen, wie uns der Königsschmuck eines europäischen Fürsten.

Die grossen ornithologischen Seltenheiten (vor allem *Drepanis funera* Newt, dann *Acrulocercus Bishopi* Rothsch. und *Palmeria Dolei* Rothsch.) habe ich lebend nicht zu Gesicht bekommen, da sie

nur in den allerunzugänglichsten und höchsten Teilen der Insel vorkommen; dagegen hatten sie Meyer's Söhne erbeutet.\*)

Während die alte hawaiische Vogelfauna immer mehr verschwindet, haben sich neu eingeführte Arten ganz ausserordentlich vermehrt. Es ist auch dies ein Beispiel dafür, wie durch den Menschen allein innerhalb eines kurzen Zeitraumes (hier sind es höchstens 50 Jahre) die 'ganze Natur eines Landes ein verändertes Aussehen erhalten kann. Die von wenigen Pärchen abstammenden chinesischen Fasanen z. B. haben sich derartig vermehrt, dass man an den mit hohem Gras bewachsenen, heideartigen Plätzen der Insel ihnen auf Schritt und Tritt begegnet und immer wieder von neuem durch ihr unerwartetes, polterndes Anfliegen erschreckt wird; überall in den Bergen ertönt der Lockruf der eingeführten kalifornischen Schopfwachtel und in den Guavagebüschen gurren fremde Wildtauben (*Turtur chinensis* und andere). Aus dem Laube der Kukuibäume erschallt die Stimme eines kleinen eingewanderten Finken (*Corpodacus frontalis*), der sein Heim an der pacifischen Küste Amerikas verlassen und sich hier offenbar völlig eingelebt hat. Meister Spatz aber, der übrigens ohne Zuthun des Menschen die etwa 25 Seemeilen breite Meeresenge zwischen Oahu und Molokai überflogen hat, schilpt auch hier überall in der Nähe menschlicher Wohnsitze und ist gerade so frech wie zu Hause. Übertroffen wird er darin allerdings noch bedeutend von dem Meina-Vogel (*Acridotheres tristis?*), welcher vor wenig Jahrzehnten durch Dr. Hillebrand, dem bekannten Botaniker von Indien eingeführt, sich jetzt derartig vermehrt hat (namentlich auf Oahu; auf Molokai sah ich ihn nur selten) und ein so unverschämtes Wesen zu Schau trägt, dass er trotz seines hübschen Äusseren geradezu gehasst wird.

Der gewöhnliche Reisende wird auf den hawaiischen Inseln fast nur diese Fremdlinge sehen, und ich bin überzeugt, dass die Mehrzahl der Bewohner Honolulu einen Vertreter der heimischen Vogelwelt, wenn überhaupt, so doch jedenfalls nur höchst selten lebend zu Gesicht bekommen hat.

Während früher den Inseln Säugetiere vollständig fehlten, klettern jetzt gänzlich verwilderte Ziegen in den Bergen umher; auch Wildschweine hausen in ihnen und indische schön gefleckte Axishirsche durchstreifen in grossen Rudeln Thäler und Höhen.

Selbst jene Insektenordnung, welche mau von vornherein nicht so geeignet für eine Einwanderung halten möchte, die Grossschmetterlinge, folgen dem menschlichen Verkehr. Der schöne ursprünglich in Amerika heimische Falter (*Danais erippus* Kram.), welcher sich jetzt über einen grossen Teil der Inseln des Stillen Oceans verbreitet hat, fliegt auch in Menge in den Grasebenen Molokais (während die aus derselben Gegend stammende *Pirameis*

---

\*) Es gelang mir später, sie für das Bremer Museum zu erwerben, dessen wertvolle Vogelsammlung dadurch eine sehr beachtenswerte Bereicherung erfahren hat.



*virginiensis*, Drur. sich erst vereinzelt dort eingefunden hat), und ein sonst kosmopolitischer Schwärmer (*Deilephila lineata*, Fabr.) schwirrt zahlreich über den Blumen in den Gärten von Kalae.

Ganze Tage verbrachten wir in den obenerwähnten Jagdgründen, und wir denken jetzt noch mit Vergnügen daran, mit welchem Eifer wir bergauf, bergabspringend den bunten Vögeln nachstellten, und wie schmerzlich es uns war, wenn wir die erlegten in dem oft ganz undurchdringlichen Pflanzengewirr nicht aufzufinden vermochten. Häufig versanken wir selbst darin völlig, während an anderen Stellen von den Zweigen mächtiger Bäume ganze Guirlanden zarter Moose und kletternder Farnkräuter bis zu unseren Füßen hinabgingen.\*)

Erst bei untergehender Sonne traten wir für gewöhnlich unseren Rückweg an; erquickend wehte dann auf den Höhen der Abendwind und aus den Schluchten herauf ertönte das Lied der hawaiischen Drossel, deren Flöten auch hier ebenso voll und ergreifend, wie in der Heimat erklang, während dazwischen die fremdartigen, melodischen, allmählich ersterbenden Töne der übrigen Vögel erschallten. Die Höhen waren in violette Licht getaucht; tief unten aber winkten freundlich die Gefilde Kalaes empor und in weiter Ferne erglühte das Meer in den letzten Strahlen der sinkenden Sonne.

Einen Tag benutzte ich auch zu einem weiteren Ausflug bis hoch auf die Berge hinauf. In Begleitung eines kanakischen Knaben ritten wir zunächst etwas bergab und gelangten in den schon vorher geschilderten, fast vollkommen vegetationslosen Teil der Insel. Überall starrten uns kahle Felsen entgegen, deren braunrote Färbung noch intensiver hervortrat, wenn hin und wieder an ihnen ganz vereinzelt eine mohnartige Pflanze aller Dürre zum Trotz ihre grossen, weissen Blumen entfaltet hatte. Auch hier liessen sich wieder überall alte Ansiedelungen erkennen, wenn auch nur halbverfallene Steinmauern und riesenhafte, alte Cacteen, (*Optuntia tuna* Mill.) die einzigen Reste derselben waren. Kleinere und grössere Schluchten, von denen einzelne deutliche Spuren zeigten, dass in ihnen zur Zeit der winterlichen Regen, starke Giessbäche herunterbrausten, durchfurchten diese Landschaft und brachten ihre eigentümliche, wüstenartige Schönheit noch mehr zur Geltung.

In allmählichem Steigen gelangten wir dann in ein Gelände, das mit hohem, jetzt fast verdorrttem Grase bedeckt war; überall erheben sich aus ihm die kahlen Stümpfe abgestorbener Bäume, ein Zeichen, dass hier vor nicht langer Zeit noch Wald vorhanden war; durch weidende Rinder- und Schafheerden, sowie durch die stetigen Schädigungen, welche das zahlreiche Wild ihm zufügte, ist er mit der Zeit vollständig vernichtet worden, wodurch dann auch

---

\*) Die von mir gesammelten Moose, darunter einige 20 neue Arten sind bereits bearbeitet. Siehe: K. Müller-Halle und V. F. Brothorus, *Musci Schauinslandiani*. Ein Beitrag zur Kenntnis der Moosflora der Pacifischen Inseln. Abh. Nat. Ver. Brem. Bd. XVI. 1900.

die Quellen, welche die unten gelegenen Ansiedelungen ehemals mit genügendem Wasser versorgten, zu rinnen aufhörten.

Nach mehreren Stunden gemächlichen Reitens standen wir plötzlich auf einer Bergkuppe, von der sich ein geradezu erschütternder Blick in ein prachtvolles Thal — das Waikolothal — erschloss, voll herrlicher Vegetation; wir waren wohl über 1200 m hoch und konnten in jede Falte der grossartigen Schlucht hineinsehen, die sich an ihrem Nordende auf das Meer hin öffnete. Zwei ungeheure Felsen, an deren senkrechtem Fuss die Wellen hoch empor brandeten, standen dort unten gleich riesigen Wächtern dieser erhabenen Schönheit.

Weiter emporsteigend kamen wir schliesslich in dichteres Gehölz; doch auch dieses war nur noch der Abglanz des alten hawaiischen Waldes, wie er sich in seiner ursprünglichen Schönheit z. B. noch auf dem Wege von Hilo nach dem Kilauea auf der Insel Hawaii zeigt. Altersschwach sehen hier schon die Bäume aus, und von ihren Ästen hängen lange weisse und gelbe Flechten herab. Selbst Baumfarne und die Je Je (*Freicinetia Arnotti* Gaud.), eine kletternde Pandanacee, die sonst den Anblick des Waldes so verschönt, wenn sie an den Stämmen sich emporwindend hoch oben ihre Zweige zu riesigen Kronleuchtern ausbreitet, auf denen die Blütenstände mit ihren grellroten Hüllblättern wie brennende Kerzen sich ausnehmen, will hier nicht mehr gedeihen, und doch war vor wenigen Jahren an dieser Stelle noch dichter üppiger Wald. Welche Ursache seines Absterbens liegt hier wohl vor? Die Vernichtung durch Vieh und Wild kann da oben wohl kaum in Frage kommen. Durch den Rückgang der tiefer gelegenen Waldpartieen infolge der eben erwähnten Schädigungen wurde, glaube ich, der für ein kräftiges Wachstum erforderliche Feuchtigkeitsgrad in der ganzen Gegend verringert, weswegen zunächst die regenbedürftigen, wegen ihrer wasseraufspeichernden Thätigkeit für die übrige Vegetation aber so notwendigen Moose verschwanden; dann starb das Farrndickicht ab, und schliesslich fielen auch die Bäume zum Opfer. So sehen wir also auch hier wieder, wie durch das direkte oder indirekte Zuthun des Menschen, ebenso wie ich es oben bei der Tierwelt erwähnte, auch die Vegetation eines ganzen Landstriches beeinflusst wird. Rechnet man hierzu noch die beabsichtigte Einführung neuer Pflanzenarten, so erscheint es nicht mehr wunderbar, dass in kurzer Frist das gesamte Landschaftsbild eine bedeutende Änderung erfahren kann. Die aus Mexico stammenden Algaroben (*Prosopis juliflora* D. C.) bilden heute auf den hawaiischen Inseln bereits ausgedehnte Haine, der von Hillebrandt 1858 ursprünglich als Ziergewächs importierte Lantanastrauch (*Lantana camaru* L.) wuchert, allen übrigen Pflanzenwuchs verdrängend, namentlich auf Oahu jetzt schon derartig, dass es als überaus lästiges, kaum ausrottbares Unkraut von den Pflanzern förmlich gehasst wird, und Guaven (*Psidium Guyava* L.) bilden auf weite Strecken solche Dickichte, dass neben ihnen kein Baum oder Strauch aufkommen kann.



Die Berge und Thäler hier oben sind übrigens eine ergiebige Fundstelle für Achatinellen, jene nur auf den hawaiischen Inseln vorkommenden Landschnecken, die sich dadurch auszeichnen, dass sie in unendlich viele Arten und Rassen zerfallen. Fast jedes Thal, jede Schlucht besitzt eine eigenthümliche, nur in ihr vorkommende Abart, und dadurch bieten die Achatinellen ein vorzügliches Objekt zum Studium des Problems von der Constanz (oder aber der Wandelbarkeit) der Arten. Molokai mit seinen reichentwickelten Thälern beherrbergt demgemäss auch eine Fülle verschiedenartiger Formen, und Meyer's Söhne besaßen eine nach vielen Tausend Individuen zählende Sammlung derselben\*)

Um Molokai von seiner grossartigsten Seite kennen zu lernen, muss man seinen Nordrand, die Pali, aufsuchen. Nur eine halbe Stunde Wegs hatten wir von Kalae bis zu ihm; der Pfad zieht sich auf der Hochebene über wellenförmiges Gelände dahin, dessen Aussehen fast einer Steppe glich; fusshohes Gras bedeckte den Boden, ein willkommenes Versteck für zahlreiche Wachteln und Fasanen, deren Gefieder sich so trefflich den von der Sonne rotgelb ausgedorrten Gräsern anpasste, dass das Auge sie selbst in nächster Nähe nicht zu unterscheiden vermochte. Mannshohe Guaven, voll beladen mit saftigen Früchten, bildeten stellenweise dichte Gestrüppe, und hier und da ragte eine altersgraue Dracäne wie ich sie von solchem Umfang bisher noch niemals sah, aus der etwas eintönigen Umgebung hervor. War die Höhe dieser sonderbaren Liliengewächse auch nicht bedeutend, da sie wohl selten mehr betrug wie höchstens 6—7 m, so ähnelte doch ihr ganzer Habitus schon jenem alten Drachenbaum, von dem die Besucher Teneriffas so bewundernd sprechen.

Ganz unvermittelt tritt man aus dieser Landschaft plötzlich an den Rand eines fast grausigen Absturzes, der teilweise nahezu senkrecht, wohl an 600 m, zum Meere hinabfällt. Es hat den Anschein, als wäre hier der ganze nördliche Teil der Insel durch eine gewaltige Naturkraft abgerissen und von den Wellen verschlungen worden, ja es könnte einen sogar dünken, als stände man auf dem Überrest der Wand eines ungeheuren Kraters, von dem nur ein Teil erhalten blieb, während der grössere da, wo jetzt das Meer wogt, in die Tiefe sank.

Welch' herrliche Aussicht öffnet sich dort oben dem Auge! Links und rechts türmen sich mehr oder weniger hohe Berge empor, im Süden dehnt sich die schluchtenreiche Hochebene aus und vor uns liegt die glänzende Fläche des gewaltigen Oceans ausgebreitet, dessen Farbe so getreu den Himmel widerspiegelt, dass man die Grenze am Horizont zwischen Wasser und Luft kaum zu finden im Stande ist, und dass ein Schiff in weiter Ferne mit

\*) Der Naturw. Verein in Bremen gab die Mittel zur Erwerbung dieser Kollektion her; durch Hinzufügung derselben zu den alten schon grossen Beständen besitzt das Bremer Museum jetzt vielleicht die grösste existierende Achatinellen-Sammlung.

seinen sonnenbeglänzten Segeln fast die Täuschung erweckt, als glitte es nicht mehr in den Wellen, sondern im Luftmeer.

Zwischen Felswand und Meer dehnt sich in mässiger Breite (1—2 km) ein flaches, ganz niederes Vorland aus, in dessen Mitte ein kleiner, von hier oben fast winzig erscheinender, sehr regelmässig ausgebildeter Kraterkegel emporragt. Zur Linken auf dieser Ebene liegt eine Ansiedelung, Kalaupapa, deren Häuser und weisses Kirchlein wie die Bauten eines Kinderspielzeuges sich ausnehmen, und weiter rechts befindet sich eine zweite Ortschaft, Kalawao, mehr im Grün versteckt. So anheimelnd und friedlich sieht das alles aus, und doch giebt es wohl nirgends auf der Welt einen Platz, an dem so dichtgedrängt Grauen und Unglück wohnt wie an diesem; wohl kaum an einem andern Ort könnte man den Eintretenden berechtigter entgegenrufen: „Lasst alle Hoffnung hinter euch!“ Dort unten in dem Gelände, über dem die Sonne so heiter lacht, und das in so anmutiger Ruhe zu unseren Füßen liegt, weilen viele hundert Unglückliche, die langsam aber unrettbar dem Tode dahinsiechen; es ist die berühmte Station der Aussätzigen der hawaiischen Inseln.

Fast ebenso lange, als wir eine geschriebene Geschichte der Menschheit besitzen, haben wir auch Kunde von einer ihrer schlimmsten Geisseln, dem Aussatz oder der Lepra. Weitläufig sind bereits die Gebote, die Moses für die Erkennung und Reinigung des Aussatzes giebt und unter den Wundern, die zuerst den Ruf des Gekreuzigten mehrten, befand sich auch die Heilung des Aussätzigen. Nie erlosch die Seuche ganz, und welche Ausbreitung dieselbe während des Mittelalters besass, erkennen wir schon allein daraus, dass es in manchen Ländern fast in jeder Stadt, in jedem Dorf ein eigenes Spital für Leprakranke gab. Kein Stand, kein Alter war gefeit vor dieser schrecklichen Plage. Wie der Bettler dahinsank, fiel auch mancher Spross königlichen Blutes ihr zum Opfer.

Auch ausserhalb der alten Welt scheint die Lepra schon eine bekannte Volkskrankheit gewesen zu sein, noch lange bevor Columbus Amerika entdeckte. Auf alten Thongefässen des peruianischen Inkareiches, welche die Künstler jener vergangenen Kultur so oft zur Darstellung vortrefflicher Porträtfiguren benutzten, findet sich hier und da auch eine Wiedergabe menschlicher Züge, denen Verunstaltungen anhaften, wie sie in so charakteristischer Weise nur vom Aussatz hervorgerufen sein können. Ist die Seuche auch heutzutage mehr zurückgedrängt, so giebt es doch wohl kaum ein Land, das völlig frei von ihr ist. In Norwegen und namentlich auch in Island ist dieselbe weit verbreitet, und mancher wird sich wundern, zu hören, dass auch in Paris und selbst in Deutschland Herde von ihr vorhanden sind.

Trotz der langen Bekanntschaft mit dieser fürchterlichen Krankheit wissen wir über ihre wirkliche Natur aber immer noch nicht genügend Bescheid. Wir kennen zwar ihre äusseren Erscheinungen und die Verheerungen, die sie im menschlichen



Organismus anrichtet, wir sehen, dass sie viele Jahre, selbst Jahrzehnte hindurch den Kranken heimsuchen kann, bis sie ihn endlich dem unvermeidlichen Tode entgegenführt, aber all die Fragen, wie sie entsteht, ob durch Ernährungsfehler, durch Einflüsse des Bodens, durch Vererbung oder aber durch Ansteckung, wurden mit Bestimmtheit noch nicht beantwortet. Einen grossen Schritt allerdings sind wir in den letzten Jahren vorwärts gekommen, als die Entdeckung gelang, dass bei dem Aussatz unter aller Umständen gewisse Bakterien, nicht unähnlich den Tuberkelbacillen, eine bedeutende Rolle spielen, ohne dass wir aber dabei bis jetzt im Stande gewesen sind, nachzuweisen, wie diese Krankheitserreger in den Körper hineindringen, geschweige denn, dass wir ein Mittel fanden zu ihrer Bekämpfung. Es ist nur ein Wahrscheinlichkeitschluss, wenn auch ein ausserordentlich naheliegender, dass die Lepra ansteckend ist. Schon die alten Israeliten „verschrien“ den Aussätzigen als „unrein“ und rissen sein Haus nieder; das Mittelalter verbannte die elenden Kranken aus dem Reiche der menschlichen Gesellschaft und erklärte sie für politisch todt, und eigentlich nichts anderes, wenn auch in milderer, der Menschlichkeit mehr entsprechenden Form, that der vorjährige internationale Leprakongress in Berlin, als er den Regierungen riet, die Isolierung der Kranken so streng, wie es nur irgend möglich ist, durchzuführen.\*) Unter der scheinbaren Grausamkeit gegen die armen, ihrer Familie entzogenen Kranken verbirgt sich dabei doch nur die berechtigte Fürsorge gegenüber ihren gesunden Mitbürgern; denn wer weiss es, wie leicht die überall noch glimmenden Funken der Krankheit sich nicht an einer anderen Stelle wieder zur lohenden Glut entfachen können, welche nicht mehr zu dämpfen und von neuem die Menschheit mit Angst und Schrecken zu überziehen im Stande sein möchte. So ist denn auch in weiser Vorsicht erst vor wenigen Monaten von der preussischen Regierung in der Nähe von Memel, wo die Krankheit immer noch, wenn auch in geringer Zahl von Fällen endemisch auftritt, ein Heim für Aussätzige eröffnet worden, das in gleich vorzüglicher Weise für das Wohl der Leidenden wie für die Sicherheit der Gesunden sorgt.

Einer der ersten Staaten, welcher sich gezwungen sah, gegen die Lepra Massregeln in grossem Umfange zu ergreifen, war das kleine Königreich der hawaiischen Inseln. Bis vor etwa 60 Jahren war diese Krankheit auf den Inseln vollständig unbekannt und es ist wohl ganz sicher, dass dieselbe hier früher niemals herrschte, sondern erst von Asien und zwar wahrscheinlich von China eingeschleppt wurde. Bei der Art und Weise des Lebens und bei dem Charakter der Kanaken war es eigentlich nicht wunderbar, dass die Seuche, einmal aufgetreten, auch mit unheimlicher Schnelligkeit um sich griff, namentlich die ausgesprochene Gastfreundschaft der Eingeborenen, die niemandem, ob gesund oder krank, verwehrt wurde, sowie ein gewisser Hang zu fortwährenden kleinen Reisen,

\*) cf. Verhandlungen des internationalen Leprakongresses. Berlin 1898.

um Familienmitglieder oder Freunde zu besuchen, mag hauptsächlich dazu beigetragen haben. So zählten denn bald die Kranken nach Hunderten und die Regierung sah sich veranlasst, sehr energisch einzugreifen, wenn sie nicht wollte, dass die gesamte Bevölkerung einschliesslich der Weissen verseucht würde. Als die einzige Rettung vor dieser Gefahr erschien die strenge Isolierung der Kranken, wenngleich dieselbe nur mit grossen Schwierigkeiten durchzuführen war; denn einerseits können die ersten Anfangsstadien des Aussatzes leicht übersehen werden, andererseits aber widersetzten sich die Eingeborenen mit allen nur möglichen Mitteln dem Vorhaben der Regierung und verbargen lieber die Kranken an unzugänglichen Orten, als dass sie sich dauernd von ihnen trennten. Trotzdem wurde eine grosse Zahl derselben aufgesammelt, um vollständig von den übrigen abgesondert zu werden. Für diesen Zweck erwies sich das kleine, oben geschilderte Vorland an der Pali auf der menschenleeren Insel Molokai am geeignetsten; denn von dort war eine Flucht unmöglich, da auf der einen Seite die unerklimmbaren Felswände, auf der anderen das Meer sie verhinderte, und hier sind jetzt etwa 1600 Sieche für die Zeit ihres Lebens untergebracht.

Nichts ist wehmütiger, als der Abfahrt eines Transportschiffes, das die armen Aussätzigen ihren Angehörigen entführt, beizuwohnen und mit anzusehen, wie ihre zurückgebliebenen Freunde die dem Tode Geweihten, welche ihr Auge nie mehr erblicken wird, immer wieder von neuem mit Liebkosungen überhäufen.

Mit Hülfe unseres lebenswürdigen Konsuls war es mir gelungen, die Erlaubnis zu erhalten, welche aus begreiflichen Gründen nur in sehr seltenen Ausnahmefälle erteilt wird, die Leprastation zu besuchen. Am frühen Morgen brach ich in Begleitung eines kanakischen Führers von Kalae auf; in der Nacht hatte es stark geregnet, so dass es anfangs noch zweifelhaft erschien, ob der Abstieg, der für Schwindelfreie sonst nicht gerade gefährlich ist, wegen der Schlüpfrigkeit des Bodens gewagt werden durfte; doch wohlgemut begangen wir die Wanderung; die Luft war von erquickender Frische, im Grase lockten Wachteln und Goldregenpfeifer und von den Bäumen girrten die Tauben; bald erreichten wir den Rand der Pali und von Neuem that sich vor meinem entzückten Auge der herrliche Blick von hier auf. Eine blendend weisse Linie am Rande des Meeres zeigte, dass die Brandung heute eine lebhafte sein musste und trotzdem konnte aus der Vogelschau von hier oben die Beschaffenheit des Meeresbodens selbst bis in die weite Ferne hin erkannt werden, und es war klar zu unterscheiden, wo Lavafelsen Sand oder Tangmassen auf ihm vorhanden waren. Es war dies dasselbe Phänomen, von welchem auch die Luftschiffer berichten, die, je höher sie über eine bewegte Wasserfläche, welche ihnen anfangs jeden Einblick in dieselbe verwehrt, emporsteigen, desto deutlicher in sie hineinzuschauen vermögen und zwar in dem gleichen Masse, wie mit der steigenden Entfernung die oberflächliche, die Durchsicht störende Wellenbewegung dem Auge allmählich verschwindet.



Ein kleiner Pfad zieht sich in Zickzacklinien an der senkrechten Felswand herab und windet sich bald durch wahre Katarakte von üppigem Grün, das sich gleichsam wie ein Wasserfall vom Felsen herunterstürzt; bald führte er über kahle, fast überhängende Gesteinsmassen, auf denen man sich vorkommt, wie ein Vogel in der Luft und sich doch dessen Schwingen wünscht, wenn man sieht, wie solch ein gefiederter, kleiner Sänger, den eben erst das Auge tief unten im Abgrund als kaum erkennbaren Punkt erblickte, mit wenig Flügelschlägen senkrecht emporsteigend, jetzt schon zu unseren Häupten uns neugierig anschauend und umkreisend sein Liedchen ertönen lässt, um in den nächsten Augenblicken bereits wieder hoch über uns an der Stelle zu schweben, die wir mühsam kletternd vor so langer Zeit schon verliessen.\*)

Noch keine Stunde war verflossen, so befanden wir uns am Fuss der Pali und damit auch im Bereich der Leprastation. Ich kann nicht leugnen, dass mich bei den ersten Schritten auf dem Boden, über welchem sonst nur Aussätzige wandelten, ein eigenartiges Gefühl beschlich; erschien es mir doch fast, als wäre ich eben aus dem Bereich des Lebens in die Unterwelt hinabgestiegen, den Aufenthalt der Schatten; doch bald verflog dies Bild. Man war uns mit Pferden entgegengekommen und im raschen Galopp ging es am Strande entlang, so dass wir in Kurzem die ersten Häuser Kalaupapas erreichten. Wie anders als ich vermutete, war hier der Anblick! Ich hatte gewähnt, hier herrschte nur Heulen und Zähneklappen, und in Wahrheit sah ich in der Ferne freundliche Holzhütten, vor deren Thüren die Bewohner in beschaulicher Ruhe lagerten, während in den kleinen Gärten neben ihnen schwarze Schweinchen und kläffende Hunde fröhlich umherliefen oder mit kleinen Kanakenkindern sich gemeinsam herumbalgten, und am Strande bemerkte ich hunderte von Menschen in freudiger Erregung. Unsere „Mokoli“ hatte dort angelegt und neue Provisionen aus Honolulu mitgebracht, es war somit ein Festtag für alle, und mancher empfing ein Geschenk oder doch wenigstens eine Nachricht von seinen Angehörigen aus der Heimat.

In der Mitte des Ortes steht eine kleine Kirche, in deren Nähe das Heim von Vater Wendelin, einem geborenen Deutschem, sich befindet, der bereits seit acht Jahren als Nachfolger des berühmten Pater Damien hier für das Wohl der Aussätzigen wirkt. Freundlich empfing mich derselbe und forderte mich auf, sein Gast zu sein. Beim ersten Blick erkannte man in ihm einen Schüler Loyolas, und zwar gehörte er nicht zu den behäbigen Typen derselben mit dem Antlitz braver, guter Lebemänner, sondern zu jenen, welche wir auf den Gemälden eines Zurbaran oder anderer spanischer Meister des 16. und 17. Jahrhunderts zu sehen gewohnt sind. Von hagerer

---

\*) Nur an dieser Stelle der Insel traf ich den besten Sänger derselben, den Ou (*Psittacirostra psittacea* Temm.) in grösserer Menge an und zwar sah ich häufig, wie ein Pärchen unter lautem Gesange des Männchens vom Fuss der Pali fast senkrecht nach oben emporflatterte.

Gestalt, die das lange, schwarze Ordenskleid noch grösser erscheinen liess, leuchteten aus seinem scharf und doch fein geschnittenen Gesicht merkwürdig kluge, durchdringende Augen hervor.

Nach kurzer Rast und Erquickung besuchte ich unter seiner Führung das Bishophome, ein nur für Frauen und Mädchen bestimmtes Asyl, erbaut aus den Mitteln einer Stiftung des in Honolulu durch seine Wohlthaten bekannten Millionärs. Dasselbe befindet sich unter der Leitung der Mutter Marianne, einer stillen, leidend aussehenden und fast immer nur im Flüsterton sprechenden Frau, von ebenfalls deutscher Abkunft, zwischen 40 und 50 Jahren, mit einem ernsten aber liebenswürdigen Gesicht, das echte Bild einer Nonne. Einige andere Schwestern stehen ihr zur Seite.

Das Schwesternhaus ist ein einfacher, sauberer und freundlicher Bau mit einer ringsherumlaufenden Veranda. Vor demselben liegt ein grosser viereckiger Spielplatz, umgeben von den einzelnen Cottages für die Kranken, auf der einen Seite für Frauen auf der anderen für Mädchen. Zahlreiche Spiel- und Turngeräte sind auf diesem Platz aufgestellt, und von früh Morgens bis spät Abends kann man hier spielende, singende und fast immer lachende Mädchen sehen, wie sie meistens mit Blumen geschmückt sich entweder auf der Schaukel schwingen, sich haschen und verstecken oder kleine Reigentänze aufführen; selbst das Sprungseil ist bei ihnen ebenso beliebt wie bei unserer Jugend, und stundenlang hüpfen sie einzeln oder paarweise über dasselbe hinüber, oftmals mehr Grazie dabei entwickelnd, als man sie bei uns zu beobachten gewohnt ist.

Ich musste mich, wie ich anfangs nur aus der Ferne zuschaute, fragen, ob diese fröhliche Mädchenschaar wirklich aus unheilbaren Leprakranken bestände; aber beim Nähertreten bemerkte ich wohl, wie allen bereits das Mal der Seuche aufgedrückt war. Erschienen die Verwüstungen, welche die Krankheit bei diesen jugendlichen Geschöpfen angerichtet hatte, auch nur erst gering, so waren trotzdem die Gesichter plump, gedunsen und mit Knoten bedeckt, die Ohren meist unförmig gross und die Nase eingefallen. Bei einigen sonst anscheinend ganz Gesunden konnte man doch bereits die ersten Anzeichen der beginnenden Krankheit — das Auseinanderweichen der Augenbrauen seitlich vom Nasenrücken oder das vollständige Schwinden derselben und eigentümlich gerötete Hautpartien — entdecken. Oft auch waren die Augengefässe mit Blut injiciert und die Bindehaut geschwollen, während durch eine Verengerung der Pupillen der Blick bisweilen etwas katzenartiges erhielt. — In der Frauenabteilung sah ich schon schwerere Formen des Aussatzes. Fast alle Kranken zeigten dort arge Verwüstungen im Gesicht und besaßen verstümmelte Gliedmassen; durch eine Art Nekrose schrumpfen nämlich Finger und Zehen ein, und oft auch fallen Hände und Füsse völlig ab. Einen eigentümlichen Anblick gewähren dabei die sogenannten Teleskopfinger, bei denen die Nägel durch das Schwinden der Fingerknochen bis dicht an den Handrücken herangerückt sind.

Es ist ein Glück für die Kranken, dass alle diese Erscheinungen oft jahrelang bestehen können, ohne dass die damit Befallenen grössere



Schmerzen zu leiden hätten; diese stellen sich nur bei den Attacken der Krankheit selbst und den ganz schweren Fällen ein, bei welchen Hände und Füsse, nicht selten auch der ganze Körper mit offenen Wunden bedeckt ist. Der Tod pflegt häufig durch sekundäre Krankheiten, namentlich durch Lungenleiden und Entzündungen zu erfolgen; oft sterben die Aussätzigen auch allmählich unter den Zeichen zunehmender Bewusstlosigkeit ohne schweren Kampf dahin.

Die einzelnen Häuser der Kranken sind alle gleichmässig aus Holz erbaut und etwa 1 m über dem Fussboden erhöht, so dass eine kleine Treppe zu ihnen hinaufführt; das Innere enthält fast immer nur einen Raum, an dessen beiden Seiten die Betten (10 bis 12) mit den Köpfenden an der Wand stehen; in der Mitte läuft ein breiter Gang, wie auch die einzelnen Lagerstätten weit von einander entfernt sind. Alles sieht luftig und freundlich aus und ist von peinlichster Sauberkeit. Weiss gescheuert sind die Dielen, blendendweiss die Bezüge und Decken; die Bettgestelle sind von Eisen, über jedem derselben hängen an der Wand die Photographien von Angehörigen und oft auch farbige, meistens den Jesusknaben darstellende Bilder; niedliche Muschelarbeiten und andere Kleinigkeiten, gefertigt von der Hand der Leprösen, schmücken sonst noch den einfachen Raum. In der Nacht übernimmt eine der Insassen die Wache, wie sich denn die Kranken gegenseitig, ganz entsprechend dem lebenswürdigen Charakter der Kanaken, auch stets in der freundlichsten Weise beistehen. Die Schwestern allein würden sonst für die Bedienung und Pflege nicht ausreichen, und trotzdem ist ihre Aufgabe keine leichte. Die Kanaken betrachten, nachdem sie sich eingelebt haben, teilweise den Aufenthalt in der Kolonie als eine gewisse Annehmlichkeit, da sie vor allem für ihren Lebensunterhalt nicht zu arbeiten nötig haben; ihre Kindernatur lässt sie nicht weiter an das Ende denken, und sie vergnügen sich daher so oft und so gut sie es nur können. Ebenso nehmen sie auch an, dass die Schwestern nur zu ihrer Bedienung da wären, die diesen Dienst ihnen thun müssen, ohne daraus viel Anspruch auf ihre Dankbarkeit zu haben.

Neben einer Wasch- und Badeanstalt befindet sich auch ein grosses Schulhaus, das mit einem guten Harmonium ausgestattet ist; dort werden die Kinder unterrichtet und namentlich auch in Musik ausgebildet, was bei ihrer vortrefflichen Anlage für dieselbe fast immer mit gutem Erfolg begleitet ist. Dort traf ich eine Kanakenfrau, wie sie an der Wandtafel den kleinsten Schülern die Noten einpakte und mit ihnen die Tonleiter übte. An einer anderen Stelle sang ein aus guten Stimmen zusammengesetzter Chor deutsche Melodien, welche sie Pater Wendelin zu geistlichen und kanakischen Texten gelehrt hatte; später fand ich in der Männerabteilung sogar eine ganze Musikbande, bei der die einzelnen Instrumente von den Kanaken gar nicht übel gespielt wurden. Diese Art Lehrthätigkeit ist jedenfalls die angenehmste für die Pfleger; denn den Kranken genügende Beschäftigung zu geben, ist sicher eine der grössten Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen haben. Mit Recht klagte

Pater Wendelin: „Was sollen wir sie denn eigentlich lehren, zu welcher ernstesten Arbeit sollen wir sie anhalten? Ihr tägliches Brod haben sie, zum tieferen Erfassen einer Sache sind sie nicht fähig und überdies stehen sie ja bereits mit einem Fuss im Grabe!“

Nachdem wir das Bishophome verlassen hatten, gesellte sich Mr. H. zu uns, der auf die Kunde, dass ich in der Station weile, uns aufgesucht hatte. An ihm lernte ich eine andere Form des Aussatzes, die sogenannte anästhetische Lepra kennen; bei ihr treten die tuberösen Erscheinungen fast völlig in den Hintergrund, wogegen paralytische Symptome für sie charakteristisch sind. Seine Gestalt war äusserst hager und sein Gang schleppend, wie der eines Tabetikers; die Unterlippe und selbst das Kinn hing vollkommen herunter, so dass die Zähne frei lagen; selbständig konnte er den Mund nicht mehr schliessen, und so war er von Zeit zu Zeit immer wieder gezwungen, die Lippe mit dem Stumpf seiner Hand nach oben zu drücken; sein Lachen klang rauh und seine Stimme merkwürdig unarticulirt; stark entzündete mit schwarzer Brille bedeckte Augen erhöhten sein groteskes Aussehen. Mr. H. ist einer der ältesten Kranken in der Station und befindet sich daselbst schon seit Ende der siebziger Jahre, während im Durchschnitt die Kranken nur acht bis zehn Jahre dort leben, bis sie der Tod erlösst. Er ist ein Halbweisser, der Sohn eines reich begüterten Vaters, und der einzige Kranke in einer kinderreichen Familie. Trotzdem er nur ein elender Krüppel ist, besitzt er eine wunderbare Energie und Arbeitskraft; die Regierung hat ihn zum Superintendenten in dem Leprasettlement gemacht, ein Amt, dem er mit grosser Umsicht nachkommt, so dass die Kranken willig seinen Anordnungen folgen. Wie gross seine Körperkraft noch war, bemerkte ich zu meiner Verwunderung, als er mich vier Stunden hindurch zu Pferde, häufig im scharfen Galopp, begleitete.

Nach einem bei den Schwestern eingenommenen Imbiss ritten wir, Pater Wendelin, Mr. H. und ich, nach der zweiten grösseren Ansiedelung der Leprakolonie, Kalawao. Wir bildeten eine wunderbare Cavalcade! Der Priester im langwallenden Ordensgewand sah zu Ross schon eigenartig genug aus, Mr. H. jedoch, dessen dürre Knochengestalt man fast klappern zu hören wähnte, erschien mir, als er vorn übergebengt die Zügel mit seinen verstümmelten Händen umkrampfend daher trottete, leibhaftig wie einer der apokalyptischen Reiter.

Die Entfernung ist kurz zwischen Kalaupapa und Kalawao und auf dem Wege dahin erblickt man noch eine ganze Zahl mehr oder weniger behaglich aussehender Häuschen, oft unter Grün und Blumen versteckt. Den wohlhabenderen Leprösen ist es nämlich gestattet, sich eine eigene Wohnstätte zu bauen, und hier leben sie oft im Kreise einer Familie. Die Kranken haben die Erlaubniss unter einander zu heiraten, wovon sie vielfach Gebrauch machen, wenngleich nicht jeder Bund kirchlich eingesegnet sein mag. Dieses Zugeständnis ist weise; denn sonst würden sich wohl beim Zusammenleben so vieler Menschen bald unhaltbare Zustände einstellen, obgleich man so viel wie möglich bemüht ist, Frauen und Männer getrennt anzusiedeln,



die einen in Kalaupapa, die andern in Kalawao. Merkwürdigerweise sind die meisten der Kinder, welche diesen Verbindungen etwa entspriessen\*) oder jenen Ehen entstammen, bei denen die gesunde Gattin dem erkrankten Manne in die Verbannung folgte (was jetzt übrigens, wie ich glaube, nicht mehr gestattet ist) völlig gesund. In einem bestimmten Lebensalter werden dieselben jedoch alle nach einer Beobachtungsstation in der Nähe von Honolulu übergeführt, um von dort, wenn sie leprafrei bleiben, der menschlichen Gesellschaft wieder zugeführt oder, sobald sich Krankheitszeichen einstellen, nach Molokai zur Pflege gegeben zu werden. Dass so viele der Kinder von der Seuche dauernd verschont bleiben, obgleich sie mit den kranken Eltern doch längere Zeit zusammengelebt haben, ist immerhin etwas Bemerkenswertes bei dieser so rätselhaften Krankheit. Ebenso unklar erscheint mir folgender Fall: In Kaunakakoi wohnt ein völlig gesundes Ehepaar, das allerdings von leprösen Eltern stammt; sämtliche ihrer sieben Kinder sind aber aussätzig, ohne dass man auf eine direkte Übertragung von einem auf das andere schliessen kann, da die kranken rechtzeitig von den gesunden gesondert wurden. Hier müsste man eher geneigt sein, an eine von den Grosseltern ererbte Disposition zu denken; doch sollte man sich, meine ich, hüten, solche vereinzelte Vorkommnisse so zu deuten, da andererseits die Zahl derer, welche bei dem Umgang mit Kranken zwar Jahre lang von der Seuche verschont blieben, ihr schliesslich aber doch zum Opfer fielen, eine so grosse ist, dass man schon deswegen an eine Ansteckung glauben muss, selbst wenn man nicht die bakterielle Natur des Leidens kennen würde.

Kalawao sieht freundlicher aus wie Kalaupapa; es liegt dichter den Bergwänden angeschmiegt wie dieses und ist mit verhältnismässig üppiger Vegetation geschmückt. Wie man auf den hawaiischen Inseln häufig die grössten meteorologischen Gegensätze nahe bei einander findet, so ist es auch hier der Fall. Trotz der geringen Entfernung ist der eine Ort äusserst regenarm, der andere reich an Niederschlägen, was sich dadurch erklärt, dass bei letzterem der mit Wasserdämpfen überladene Passat unmittelbar am Meere durch die entgegenstehende Felswand gezwungen wird, empor zu steigen und dabei die bei dem Abkühlen in den höheren Luftschichten überschüssige Feuchtigkeit abzugeben, während Kalaupapa weit genug von der Gebirgsmauer entfernt ist, um von diesen Niederschlagsmengen noch unberührt zu bleiben.

Wie das Bishophome zur Aufnahme lediger Frauen und Mädchen bestimmt ist, dient das Baldwinhome in Kalawao zur Pflege alleinstehender Männer und Knaben. Der Vorsteher desselben, ein Mann in den vierziger Jahren, hatte früher, wenn ich nicht irre, in der amerikanischen Armee gedient; später fasste er den Entschluss, fortan sein Leben nur dem Dienst der Kranken zu widmen und ging freiwillig nach der Leprastation, in der er vorläufig auch noch von der Seuche verschont geblieben ist; ihm zur Seite stehen Laien-

\*) Die Ehen der Leprakranken sind übrigens in der Regel kinderlos.

brüder desselben Ordens, dem auch Vater W. angehört, darunter auch einige Deutsche.

Das Asyl selbst ist ähnlich eingerichtet wie das oben geschilderte Bishophome; auch hier herrscht genügende Sauberkeit, wenn dieselbe vielleicht auch nicht völlig den Grad erreicht, wie in dem Frauenheim. Die Wände waren noch bunter geschmückt als dort mit kleinen Andenken und Bildern, darunter oft Darstellungen schöner Frauen aus illustrierten Zeitschriften. In einigen Häusern werden die Kranken mit leichten Tischler- und Zimmerarbeiten beschäftigt, und einen Raum fand ich als Schneiderwerkstätte eingerichtet, in der unter Anleitung der Brüder Kleidungsstücke gefertigt wurden. Es war mir überraschend zu sehen, wie geschickt mancher Arbeiter trotz seiner verstümmelten Gliedmassen die Nähmaschine gebrauchen konnte, und nicht vergessen werde ich den Anblick, wie an einer solchen zwei Kranke sich beschäftigten; der eine derselben, fast ohne Hände, setzte sie in Bewegung, während der andere, welcher seine Füsse nicht mehr gebrauchen konnte, das Zeug führte. Ich erinnerte mich dabei lebhaft an die Erzählung eines Reisenden, der in einem grossen Leprahospital des Orients zwei Aussätzige Bohnen sähen sah; der eine dieser Unglücklichen, welcher keine Hände mehr besass, trug seinen Leidensgefährten, dem wiederum die Füsse mangelten, auf seinen Schultern; während jener dahinschritt, warf dieser aus einem die Saat enthaltenden Körbchen von Zeit zu Zeit eine Bohne hinab, welche sein Träger mit dem Fuss in die Erde drückte.

In diesem Asyl sah ich viele schwere Fälle von tuberöser Lepra; ein Junge von 12 Jahren mit enorm aufgedunsenem Gesicht und Kopf machte den Eindruck eines sechzigjährigen Greises; Ohren, Nase und Lippen waren von unglaublicher Grösse. In einem Raum lag ein menschliches Wesen, das kaum noch als ein solches zu erkennen war; das grinsende Antlitz besass ein satyrhaftes, fast teuflisches Aussehen, und der ganze Körper war von ulcerierenden Wunden vollständig zerfressen. Keine schlimmere Zerstörung konnte es geben, die einen menschlichen Leib diessseits des Grabes mehr zu verunstalten vermöchte! In weitem Umkreis herrschte hier der charakteristische Leprageruch, kaum durch Carboldämpfe vermindert. Nur wenige Tage konnte das langsam dahinebbende Leben in diesem Körper noch weilen.

Man sagte mir, dass, wie überhaupt die Zahl der männlichen Kranken erheblicher sei, wie die der weiblichen (wie drei zu zwei) so auch die schweren Fälle sich bei den Männern häufiger fänden.

Aus einem einzelstehenden Häuschen eilte mir ein Landsmann, ein ehemaliger Plantagenarbeiter, entgegen und bat mich, ihn näher zu untersuchen, indem er behauptete, dass die Krankheit, welche er besässe, keine Lepra wäre. Leider liessen mich die grossen braunroten, unempfindlichen Flecke auf Brust und Rücken daran aber nicht zweifeln; trotzdem versprach ich ihm, mein Möglichstes zu thun, damit er nochmals von der Gesundheitskommission der Re-



gierung untersucht würde. Herr Meyer in Kalae, der der Rechnungsführer der Station ist, versicherte mir, dass er die nötigen Schritte dazu veranlassen würde. Es war dies der einzige Fall eines aussätzigen Weissen, welchen ich zu Gesicht bekam, wie denn die Krankheit in erster Linie Kanaken und dann Chinesen und Japaner befällt, während die Anzahl der aussätzigen Weissen eine geringe geblieben ist, was aber auch daran liegen mag, dass diese, sobald sie die ersten Symptome bemerken, sofort die Inseln verlassen, um dem lebenslänglichen Exil auf Molokai zu entgehen.

Gegenüber dem Asyl liegt eine kleine freundliche Kirche und neben ihr das einfache, von einem schönen Pandanusbaum beschattete und mit hübschen Blumen bedeckte Grab des berühmten Pater Damien. 1840 in Belgien geboren, kam derselbe als Mitglied des Ordens vom heiligen Herzen Jesus und Mariä noch in jungen Jahren nach Honolulu und begab sich 1873, nur getrieben von reiner Menschenliebe, als erster Europäer nach der Leprastation, wo er 16 Jahre hindurch in aufopfernder Arbeit für die Kranken wirkte. In hohem Grade ist es ihm zu verdanken, dass die Zustände in der Station, welche vorher sehr viel zu wünschen übrig liessen, nach allen Richtungen eine Besserung erfuhren. Vor ihm war dort von ärztlicher oder seelsorgerischer Pflege noch kaum die Rede, und selbst die materielle Verpflegung zeigte viele Mängel. Immer wieder von neuem und mit Erfolg bestürmte er die Regierung mit Bitten um Verbesserungen, und das war nötig, wenn man bedenkt, dass damals noch eingeborene Könige den Staat leiteten. (Im Gegensatz zu den damaligen mangelhaften Aufwendungen betragen in den letzten Jahren die Ausgaben des kleinen hawaiischen Gemeinwesens für die Aussätzigen zwischen 4—500 000 Mk). Schliesslich fiel Damien selbst der Seuche zum Opfer; er starb im Jahre 1889, nachdem er acht Jahre unter der Krankheit gelitten hatte. Aus der letzten Zeit seines Lebens, als er bereits schwer leidend auf dem Krankenbette lag, stammt ein gut gemaltes Bildnis von ihm; die Vervielfältigung desselben trug manches dazu bei, um seinen Ruhm in aller Welt zu verbreiten. Ist man in seiner Vergötterung auch vielleicht etwas zu weit gegangen, so wird sein Thun und Handeln doch stets ein Beispiel edelster Menschenliebe und selbstlosester Aufopferung bleiben. Das Sträusschen hübscher Rosen und freundlicher Nelken, welches mir ein Laienbruder von Damiens Grabe pflückte, wird mir eine stete Erinnerung an ein Leben treuester Pflichterfüllung sein. In Kalaupapa haben ihm einige Engländer ein einfaches Denkmal in Gestalt eines Kreuzes gesetzt, das mit wenigen schlichten Worten versehen und mit seinem Medaillonbildnis geschmückt ist.

Nicht weit von seiner letzten Ruhestätte lebt jetzt sein Bruder, der vor einigen Jahren hierher kam, um auch an dieser Stätte sein Leben zu beschliessen. Ich nahm die Gelegenheit wahr, um ihn an Stelle des Verstorbenen meinen Gruss und meine Hochachtung zu entbieten. Er ist ein ältlicher Herr mit freundlichen nach innen blickenden Augen, der, wie man mir erzählte, unablässig Studien

obliegt, die ihn so in Anspruch nehmen, dass er oft ganz weltvergessen erscheint.

Wie beneidenswert ist doch das Los eines solchen Menschen, der mit der Welt abgeschlossen hat und der, beschienen von dem Glanz der brüderlichen Werke, in Hingabe zu seinen Lieblingsbeschäftigungen hier dem Ende seiner Tage entgegensieht, schon stets umweht von den Fittichen des Todesengels und erfüllt voll fester Zuversicht, einst die Krone des Lebens zu empfangen!

Wir stiegen wieder zu Pferde und nun begann der herrliche Ritt nach Waikolo; bald hinter Kalawao endet das niedere Vorland fast vollständig, und es bleibt schliesslich kaum noch Platz für einen schmalen Weg übrig, der sich dicht anschmiegt an eine hohe Felswand; wohl an 1000 m erhebt sich dieselbe senkrecht wie mit einem Messer abgeschnitten, ja stellenweise hängt sie sogar über. Auf der anderen Seite wird der Pfad von dem wildtosenden Meer begrenzt; gerade heute war die Brandung eine ausserordentlich hohe und voll wilder Schönheit. Jeden anderen Laut übertönte das Wogengedonner und der brausende Gischt wurde weit über das Steingeröll bis zu uns heraufgeschleudert; wären die Wellen noch etwas höher gegangen, so hätten wir den Weg nicht beschreiten können (wie es in der That nicht selten vorkommt), oder unsere Rückkehr wäre unmöglich geworden. Wenn ich von einem Pfade spreche, so ist das eigentlich übertrieben; denn er bestand nur aus einer Masse wirr übereinanderliegender, spitzer oder abgerundeter Steine, die von der Felswand abgebröckelt, unten von den Wogen hin- und hergespült und schliesslich von Menschenhand etwas geordnet waren. Auf solch einem Wege würde man bei uns kaum gehen, geschweige denn reiten, die hawaiischen Pferde, bewunderungswerte Kletterer, überwinden aber alle Schwierigkeiten.

Die Steilwände sind teilweise vollkommen parallel geschichtet, und die verschiedensten Lavaarten wechseln miteinander ab. Ein darin vorkommendes Basalt-Gestein von grauschwarzer Farbe ist auffallend leicht spaltbar und soll den Kanaken ehemals das Hauptmaterial für die Fabrikation ihrer Steinäxte geliefert haben.

Plötzlich hörte der Weg an der Küste vollends auf, wie denn der weitere Teil des nordöstlichen Inselrandes völlig unzugänglich ist. Wir standen an dem Ausgang des Waikolothals, und war die Landschaft vorher schon überaus schön, so war sie hier über alle Beschreibung grossartig. Rechts und hinter uns türmten sich die gewaltigen Wände, links brauste das Meer, und aus ihm ragten zwei gewaltige, kegelförmige Steinriesen isoliert hervor, seitlich aber öffnete sich das herrliche Thal, geschmückt mit der üppigsten Vegetation; silberne Wasseradern stürzten sich in hohen Fällen von den steilen Seitenwänden herab und sammelten sich unten zu einem Flüsschen. Wir ritten noch eine Strecke in den Thalkessel hinein bis zu einer Stelle, von der man ihn ganz überschauen konnte; dort erblickte ich auch hoch oben jene Felskuppe, auf der ich vor einigen Tagen stand und die Herrlichkeiten schon einmal bewundert hatte.



Auf dem Rückwege besuchte ich noch den kleinen Krater zwischen Waikolo und Kalaupapa, nicht weit vom Meere gelegen. Wie winzig er uns oben von der Pali aus auch erschienen war, so erhebt er sich als regelmässiger Kegel doch wohl über 70 m über die Halbinsel, während sein fast kreisförmiger oberer Mund etwa 150 m im Durchmesser hat. Die äusseren Abhänge und auch der obere Teil der inneren Wände sind schwarz und ausgeglüht, als hätte der Berg noch gestern gebrannt. Weiter nach unten sind in erfreulichem Gegensatz dazu die Kraterwände aber mit dem reichsten, frischesten Grün bedeckt und ganz in der Tiefe blinkt in ihm ein kleines, grünes Wasserbecken, von dem man sagt, dass es gleichmässig mit dem Meere ebbt und flutet, mit diesem also in unterirdischen Zusammenhang stehen muss.

Von Neuem drängt sich mir hier die Ansicht auf, dass die Wände der Pali der Rest eines versunkenen grossen Vulkans wären, zumal sie in ihrer parallelen Schichtung, hier und da von Basaltadern durchzogen, eine gewisse Ähnlichkeit mit denen des jetzt noch thätigen Kilaueakraters aufweisen. Auf dem Grunde dieses halbverschwundenen Kessels erhob sich später der kleine sekundäre Krater, auf dem ich mich eben befand; und seiner Thätigkeit verdankte dann wieder die gesamte Halbinsel der Lepraansiedlung ihre Entstehung, wie denn auch heute noch zwei grosse Lavaströme dort deutlich erkennbar sind.

Schon begann es zu dunkeln; die Berge, an denen zerissene Wolkenschleier hingen, waren in ernste Farbentöne getaucht, und von unten erklang die Kirchenglocke, welche die Kranken zum Gebet rief. Als wir in Kalaupapa anlangten, war die Nacht schon hereingebrochen, trotzdem schallte vom Spielplatz noch immer das fröhliche Lachen der Mädchen. Es war ein wunderbarer Abend, den ich bei Vater Wendelin verbrachte! Manche Stunde verann im Gespräch, das sich auf einem mir bis dahin fast völlig fremden Gebiete bewegte; ich lernte aus seinem Munde wiederum die erstaunliche Macht der katholischen Kirche kennen, die sich nicht zum geringsten Teil aus dem blinden Gehorsam ihrer Diener aufbaut, welche unbeeinflusst durch die Freuden und Sorgen einer Familie so ganz in ihrem Dienst aufgehen.

Pater W., erzogen im Mutterhaus des Jesuitenordens Sacre coeur in Paris, wurde bestimmt, als Missionar nach den Marquesasinseln zu gehen; dort wirkte er acht Jahre hindurch, bis er den Befehl erhielt, unter den Aussätzigen sein Werk fortzuführen, das er hier nun auch bereits während ebenso langer Zeit ausübte, und jeden Tag konnte er wiederum von hier abberufen werden, um ohne eigene Willensäusserung an einem anderen Platze als blindes Werkzeug seinem Orden zu dienen. Ich pries seinen Idealismus, der ihn alle diese Aufgaben auf sich nehmen hiess; er aber widersprach mir; ihn bewege, an diesem fürchterlichen Platze auszuharren, nur die bestimmte Zuversicht auf den Lohn und die feste Hoffnung, dereinst im Jenseits mit dem Schatze an aufgespeicherten guten Werken wuchern zu können. — Welche Macht liegt nicht in diesem Glauben, wie wenig

aber könnte er wohl Stand halten vor einer höheren Auffassung der Sittlichkeit!

Auch auf das Verhältnis des Glaubens zur Wissenschaft kamen wir zu sprechen; jedes Wort der Bibel ist geoffenbartes Wort und daher buchstäblich wahr, nur in der Deutung desselben kann Meinungsverschiedenheit herrschen, die aber schlichtet der Papst, denn durch seinen Mund spricht Gott, innerhalb dieser Grenzen kann aber trotzdem die Wissenschaft ihres Amtes walten. „Werfen Sie ab Ihren Stolz“, rief er mir zu, „der Sie hindert, Ihr Forschen und Ihren Verstand dem Glauben unterzuordnen.“ Ich erwiderte ihm mit dem Wort des Johannes: „Als ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind und handelte wie ein Kind, als ich aber älter wurde, legte ich ab das thörichte Wesen. Pater“, fuhr ich fort, „Ihr Auge blickt so klug, und auch auf Ihrem Antlitz sehe ich die Spuren des Kampfes mit dem Zweifel eingegraben!“ Eine Weile schwieg er. „Jawohl“, antwortete er darauf, „auch bei mir giebt es Stunden, in denen ich die Offenbarung nicht immer mit meinem Denken in Übereinstimmung zu bringen vermag; dann werfe ich mich nieder auf die Knie, schlage an meine Brust und bete: Herr, mein Verstand ist zu gering gegen den Deinen, Du durchschaust alle meine Gedanken, Herr, hilf mir! Durch dieses Gebet sind meine Zweifel gelöst, nach diesem „Glaubenssprung“ grübele ich nicht mehr, sondern glaube.“

Viel näher standen wir uns, als wir sprachen von all' den Werken der Liebe, die hier für die Kranken vollbracht wurden, von denen er, wie ich wusste, täglich selbst so viele übte. Am wärmsten aber wurde es mir ums Herz, als wir schliesslich der Heimat gedachten, deren Erinnerung selbst bei Wendelin, obgleich getrennt von ihr seit Kindheit an, noch nicht völlig erloschen war; lebte doch seine betagte Mutter noch auf westfälischer Erde.

Weit war die Nacht bei unseren Gesprächen schon vorgeschritten, doch die Fülle des Erlebten, die Menge der erhabenen und ergreifenden Eindrücke war an diesem Tage so gross, dass der Schlaf mich floh, und ich draussen vor der Hütte noch Beruhigung suchte in erfrischender Nachtluft. Vom Meere her dröhnte in gleichmässigem, feierlichem Takt der Schall der Wogen; die volle Scheibe des Mondes säumte um dunkle Wolken silberne Ränder oder spiegelte sich in zartem Abglanz tausendfach wieder in den tanzenden Wellen, während im scharfen Gegensatz dazu im Vordergrund die düsteren Wände der Pali wie schwarze Gefängnismauern sich erhoben. Von ihnen umklammert lagen die Hütten der durch ein herbes Geschick zum Tode Verurteilten in schweigsamer Ruhe da. Wieviel Jammer und Schmerz barg sich in ihnen! Fast überkam es mich wie Bitterkeit über das Schicksal des Menschen; auch das Tier wohl empfindet körperliche Pein und Qualen des Todes, aber nur dem Menschen allein ist dazu noch der Schmerz der Seele beschieden. Welch grausames Geschenk ist ihm doch oft das Bewusstsein seines Selbst! Ist es wahr, dass seine Aufgabe in der Natur keine andere ist als die, welche auch die Blume des Feldes oder die taumelnde Eintagsfliege erfüllt, warum denn lässt ihn das herbe Geschick nicht auch wie diese entstehen,



blühen und welken ohne Bewusstsein seines Daseins? Giebt es denn wirklich keine höhere Gerechtigkeit, um dieses unverdiente Leid auszugleichen, wird denn das Verlangen nach ihr nie gestillt werden?

Frage knüpfen wir da an Frage, obgleich wir wissen, dass eine Antwort darauf unmöglich ist, denn wohl jedem Menschen ist in tiefster Seele eingepägt das Sehnen nach etwas Übersinnlichem und ein unstillbares Verlangen, eine Lösung zu finden für die Rätsel des Lebens. Wohl denen, die sie erhalten in der Offenbarung heiliger Himmelsboten, sei es, dass sie in Andacht fromme Wedahymnen stammeln und nach Buddhas Lehre in Nirvana Ruhe suchen für die ringende Seele, sei es, dass sie voll Entzücken hängen an Mohameds Verheissungen oder gestärkt sind von beseeligendem Glauben an die hehren Lehren des edlen Nazareners!

Wie dornenvoll aber ist uns oft der Weg, wenn wir allein der führenden Fackel der Wissenschaft folgen, wie schwer der Kampf des Herzens mit der Vernunft! Wir fühlen, dass für den menschlichen Geist trotz aller denkbaren Vervollkommnung desselben die Beurteilung der letzten Gründe der Welt stets unmöglich sein wird; wir finden, dass lenkende Triebkräfte — Dominanten — im Universum vorhanden sind, die unerforschbar bleiben werden, so genau wir auch immer die von ihnen geleiteten energetischen Kräfte zu beobachten, berechnen und zu erklären im stande sind; wir sehen, „dass unsere Existenz mit der Vernunft dividiert nicht aufgeht und immer ein wunderlicher Rest bleibt“. Wie wird die Gleichung aber angesetzt, um dieses  $x$  zu finden? Sätze, den Religionen entnommen, fördern uns nicht dabei; denn wir sehen selbst in der höchsten derselben wieder nur eine Offenbarung der menschlichen Seele, wenn auch in ihrer reinsten Form.

Fast könnte ich den frommen Bruder da drinnen um seinen Glaubenssprung beneiden!

Doch nein, wir wollen klaren Blickes den Weg der Wissenschaft und der Forschung weiterwandeln, aber auch freimütig eingestehen, dass der menschlichen Erkenntnis ewige Grenzen gezogen sind, und dann werden wir in diesem Gefühl der Entsagung gleichzeitig auch eine Beruhigung und Erhebung unserer Seele finden; giebt es doch auf Erden kein anderes Glück, als Streben, Hoffen und Ahnen! —

Das Glöcklein der ersten Frühmesse weckte mich aus dem Schlummer; auch ich folgte seinem Ruf und fand die kleine Kirche voll besetzt mit Kranken, welche offenbar in ziemlicher Verständnislosigkeit die vorgeschprochenen Gebetsformeln wiederholten; später jedoch, als Pater W. in kanakischer Sprache erbauende Worte an sie richtete, sah ich viele, die mit wirklicher Andacht im Antlitz zu ihm emporschauten. Leibhaft verkörpert trat vor meine Augen das Bibelwort: „Da begegneten ihm zehn aussätzige Männer, die standen von Ferne und erhoben ihre Stimme und sprachen: „Jesu, lieber Meister, erbarme dich unser.“

Lang waren noch die Schatten, welche die Berge und die Wände der Pali in der Frühsonne bis weit in das Meer hinaus warfen, als ich die Station verliess und mich zum Aufstieg anschickte.

Trotz der Kühle des Morgens netzte reichlicher Schweiß die Stirn, und oft, wenn das Herz zu stürmisch wurde, hielt ich inne, um mich immer wieder von neuem an den herrlichen Lichteffekten und dem wundervollen Bilde zu meinen Füßen zu ergötzen. Hoch oben sah man wilde Ziegen an der Wand umherklettern, und Steinchen, von ihren Tritten gelöst, fielen saugend in die Tiefe. Vor einiger Zeit fand man einen Boten auf demselben Pfade, den wir gingen, von solchen Geschossen erschlagen vor.

Jetzt bogen wir um die letzte Ecke des Zickzackweges, da klang fröhlich die Stimme meiner Gefährtin, welche mir von Kalae zu Pferde entgegengeeilt war, hoch oben von der Felskante entgegen. Gewehr und Proviant hatte sie mitgebracht, und so verlebten wir noch einen schönen Tag, in den Schluchten herumstreifend und jagend.

Die Zeit unseres Aufenthaltes auf Molokai war abgelaufen, unsere Beute war präpariert und unsere Ausrüstung gepackt. Voll Dank nahmen wir von dem gastlichen Hause Abschied und verliessen die schönen Fluren Kalae. Umschauend erblickte ich noch lange an der Gartenpforte das ernste Gesicht Meyers, des nie rastenden Pioniers dieser Insel. Ein eigentümlicher Ausdruck lag auf seinem Antlitz, und es erschien mir fast, als würde auch ihm der Abschied nicht leicht. Wenige Monate später hat der Tod der Arbeit und dem philosophischen Grübeln dieses eigenartigen Mannes ein Ziel gesetzt.

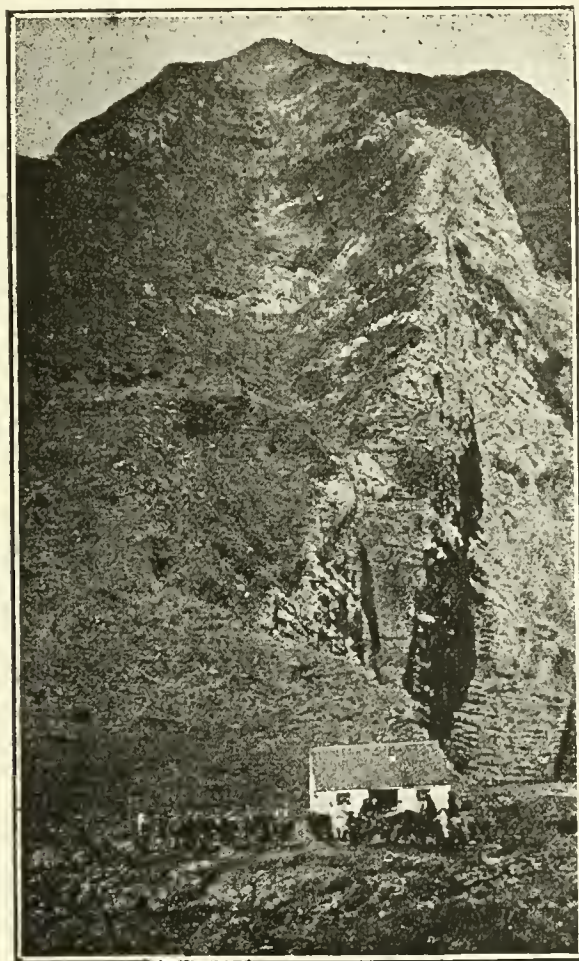
Bergab reitend kamen wir wieder durch die rote Steinwüste, die für die unteren Regionen dieses Teiles der Insel so bezeichnend ist. Je weiter nach unten, desto mehr machen die kahlen Lava-Blöcke rotbraunen Erdmassen Platz, welche Regengüsse von den Bergen herabgeschwemmt haben. Jetzt zwar sind auch diese aus Mangel an Wasser völlig vegetationslos, und doch würden sie bei künstlicher Bewässerung sicherlich reichen Ertrag bringen. (Wie ich höre, ist später hier wirklich eine grosse Zuckerplantage ins Leben gerufen worden.)

Unten an der Landungsstelle in Kaunakakoi lag die „Mokoli“, weitab vom Lande, da das Meer hier äusserst flach ist; sie war noch mit dem Einnehmen von Ladung beschäftigt, und diese Arbeit verzögerte sich so, dass die Nacht darüber hereinbrach. Einige Gruppen von Eingeborenen, welche auch die Schiffsgelegenheit benutzen wollten, kauerten unten am Strande; in einer halbverfallenen Hütte lagerte eine Anzahl Kanaken und ihre grossen Gestalten mit den schwarzen, blitzenden Augen gewährten bei dem flackernden Licht einer trüben Laterne ein malerisches Bild. Einer von ihnen spielte meisterhaft die Laute. Hin und wieder erklang in ihrem Kreise leise im Chor gesungen ein Lied; ihre vokalreiche Sprache eignet sich wunderbar für den Gesang, der sich meistens in schwermütigen Weisen bewegte, die so wohl harmonierten zu der Resignation, die sich des ganzen Volkes bemächtigt zu haben scheint und die so viel dazu beiträgt, seinen Untergang zu beschleunigen. Wie schade, dass auch diese von der Natur so reich begabten

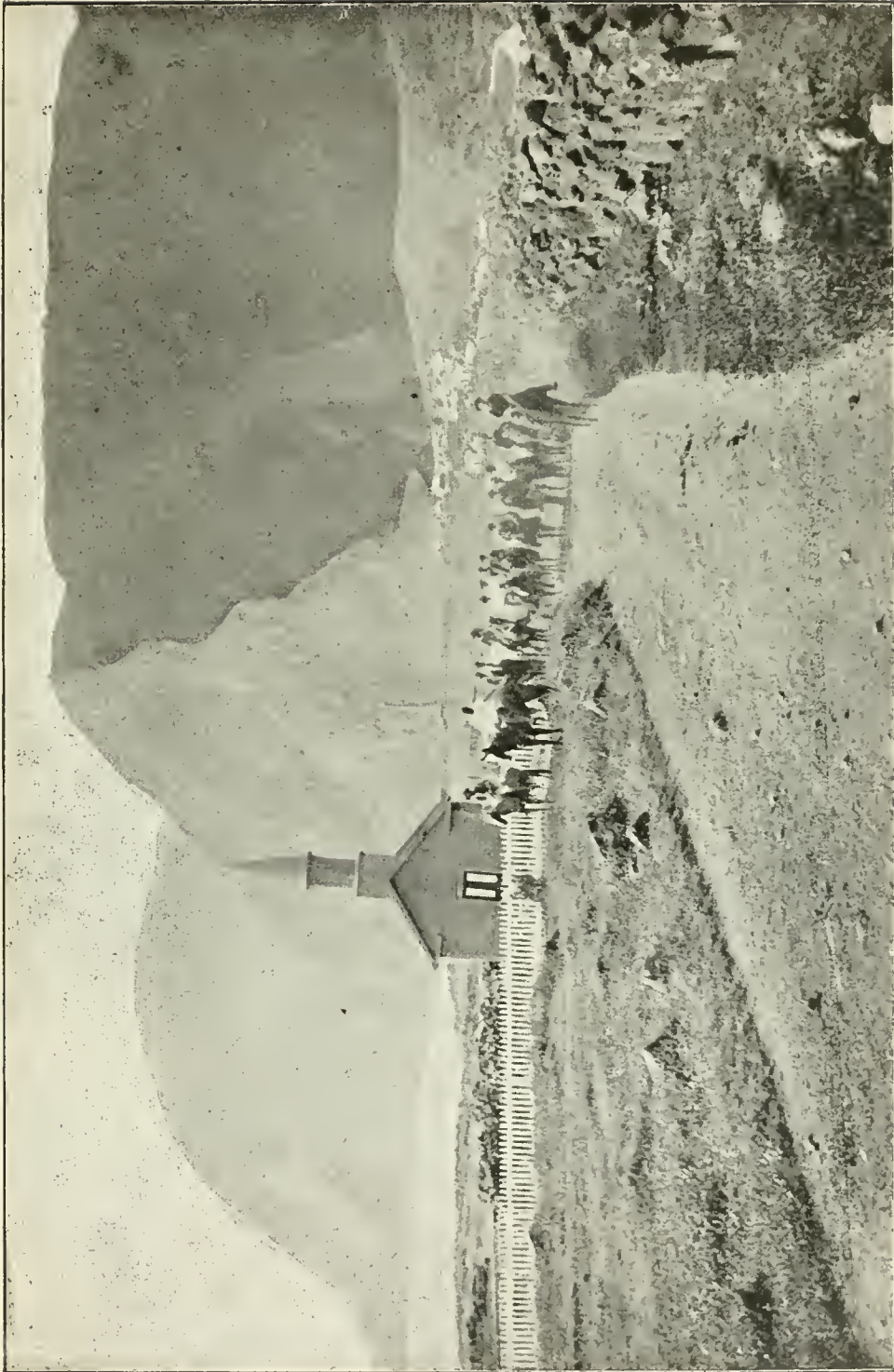


Menschen durch den Siegeszug der weissen Rasse zermalmt werden! Sicher ist der Tag nicht ferne, an dem die Klänge ihrer Lieder verhallt sind, und der letzte braune Sohn der hawaiischen Erde zum letztenmal die Sonne über seiner schönen Heimat strahlen sieht.

Höchst unangenehm war für uns bei der dunklen Nacht und dem Mangel jeglicher Beleuchtung das Übersetzen in kleinem Bot bis an Bord der „Mokoli“; schauerhaft aber die Fahrt auf dieser selbst! Man hatte für uns als bevorzugte Passagiere am Boden des einzigen zur Aufnahme von Reisenden vorhandenen Raumes ein Lager hergerichtet; rings um uns herum breiteten eingeborene Männer und Frauen ihre Palmenmatten aus und streckten sich auf den harten Boden hin. Draussen aber tobte ein heftiger Südwind und bei dem Schwanken unseres Schiffeleins rollte die ganze Reisegesellschaft bald bunt durcheinander. Gegen Morgen waren wir in Honolulu. Vor seiner lachenden Schönheit und heiteren Geselligkeit verblassten rasch die düstern Bilder der Leprainsel.



Felswand bei Kalawao.



Ein Teil der Pali hinter Kalawao.







Mr. H. Beispiel der anästhetischen Lepra.







Musikkapelle von Aussätzigen zusammengesetzt.



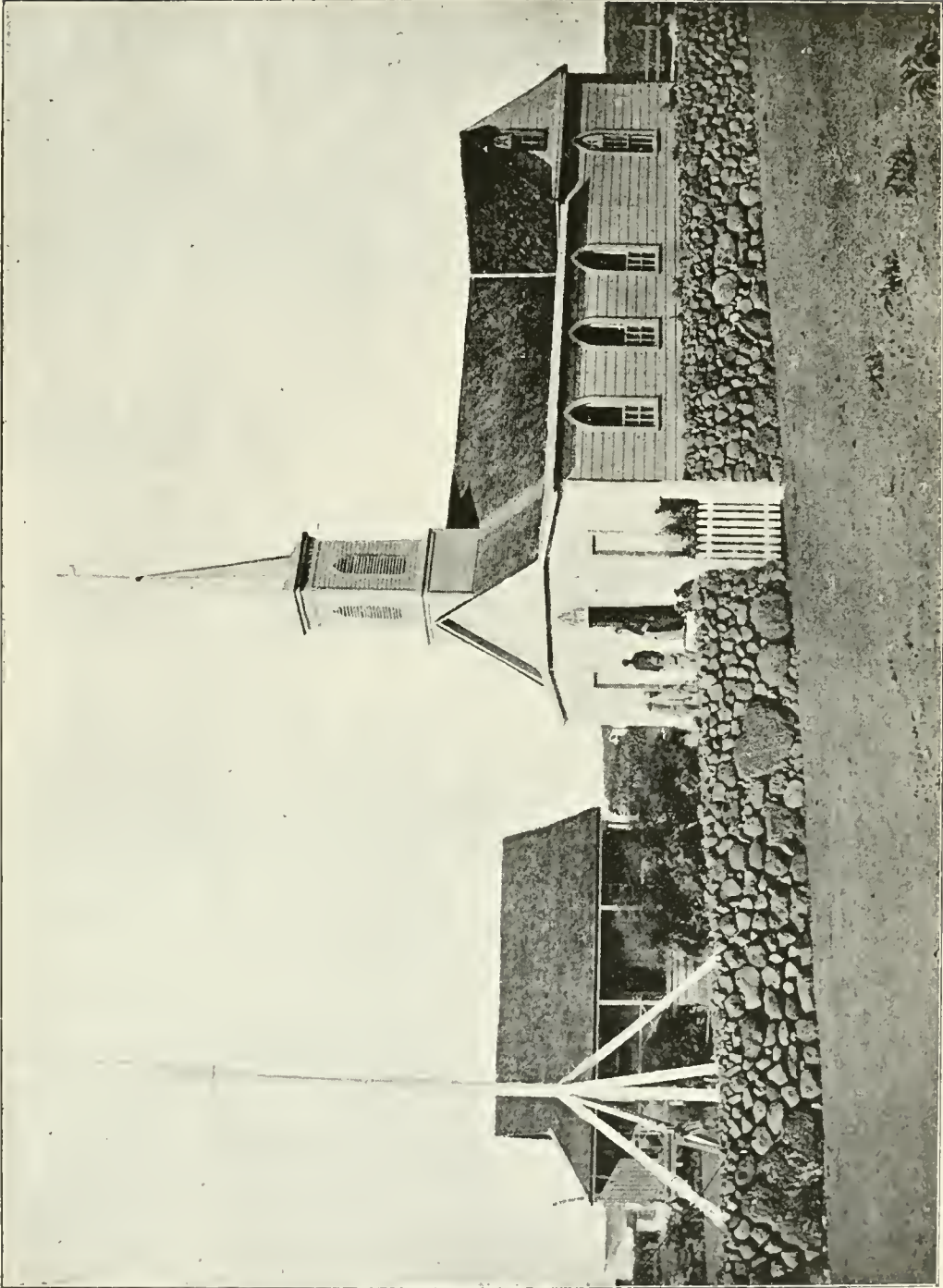




Ein Teil der Frauenabteilung des Bishophomes in Kalaupapa.



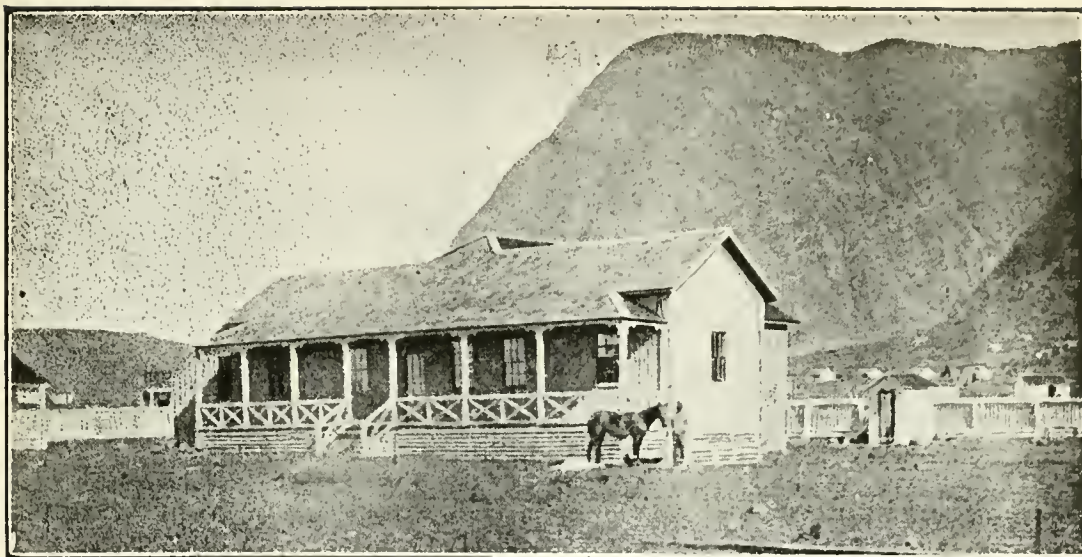




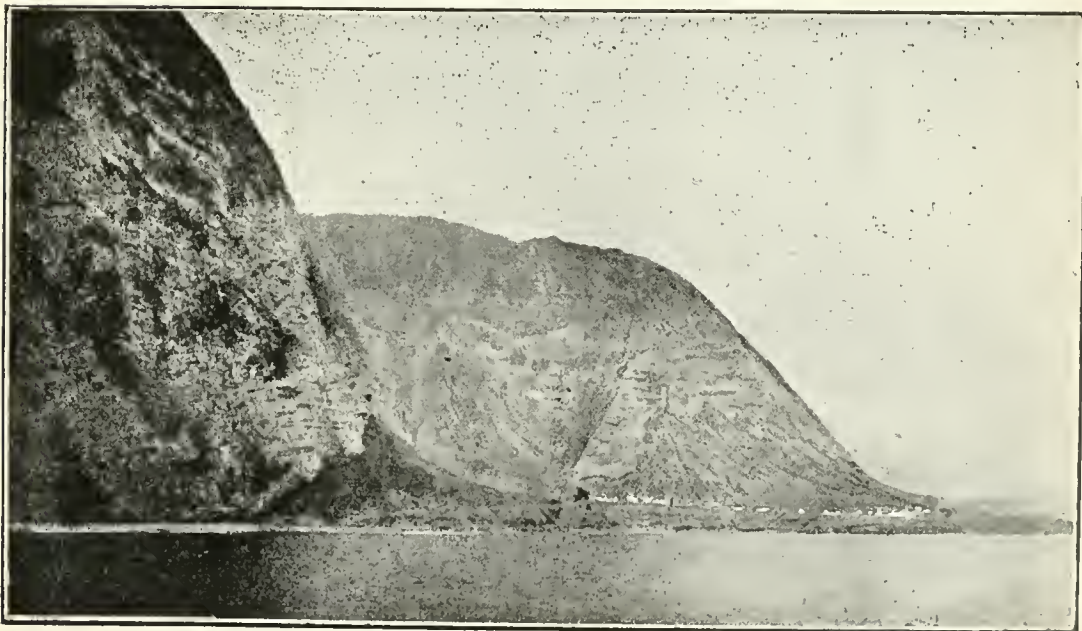
Kirche in Kalaupapa.







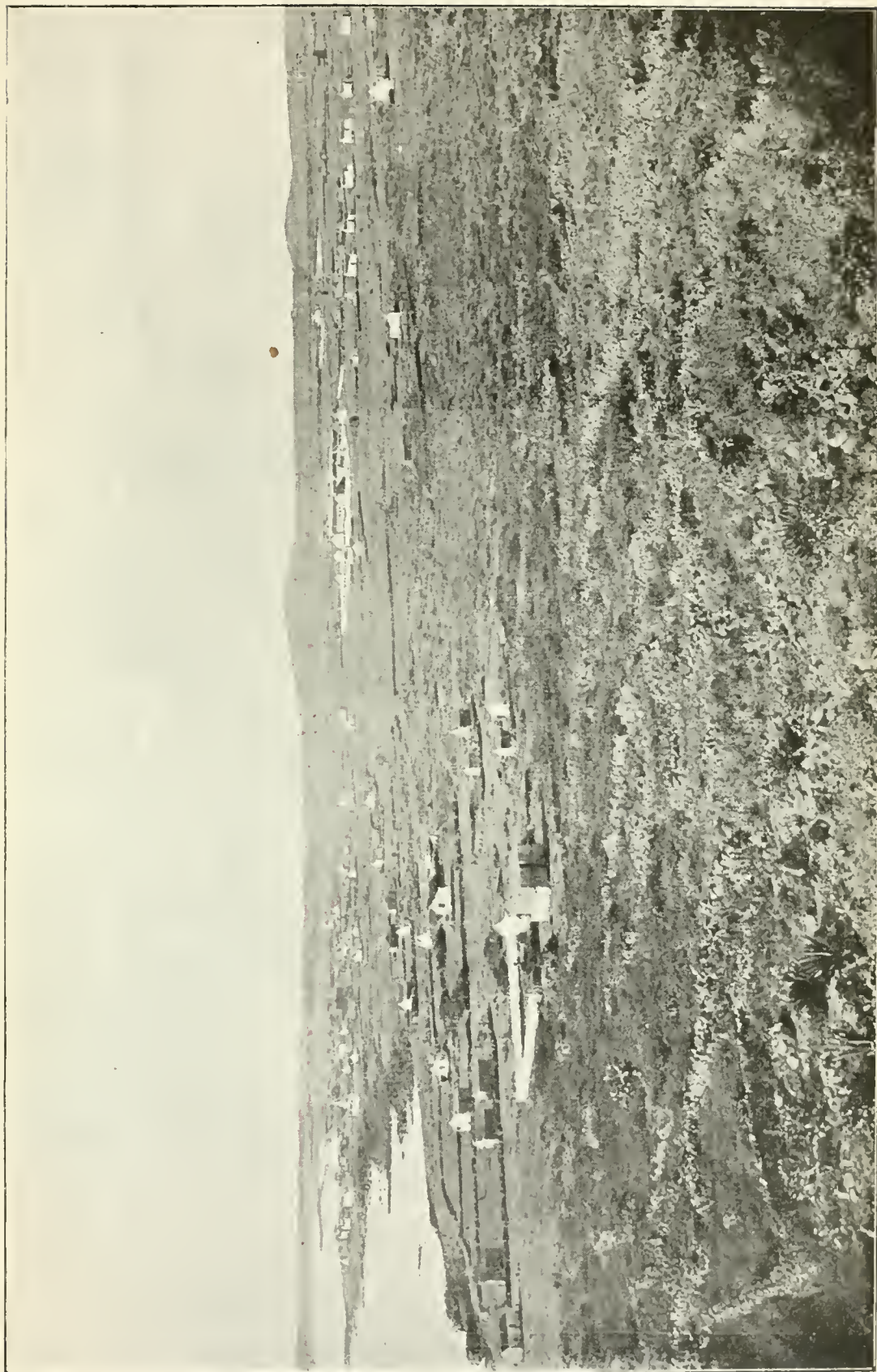
Schwesternhaus des Bishophomes in Kalaupapa.



Ein Teil der Küste zwischen Kalawao und Waikolo.







Ein Teil der Halbinsel auf welcher die Aussätzigen angesiedelt sind. Die Gebäude gehören zu Kalaupapa. Im Vordergrund überall verfallene Steinwälle, Zeichen ehemaligen reichen Anbaues.

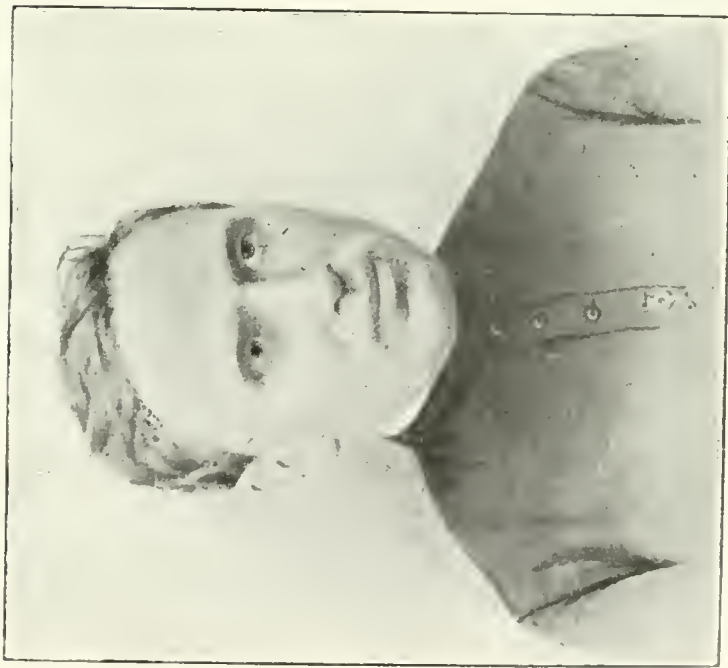






Grab des Vater Damien neben der Kirche in Kalawao von einem alten Pandanus beschattet.





Vater Damien bei seiner Ankunft in der Lepra-Station zu Kalawao und als Aussätziger in den letzten Jahren seines Lebens.



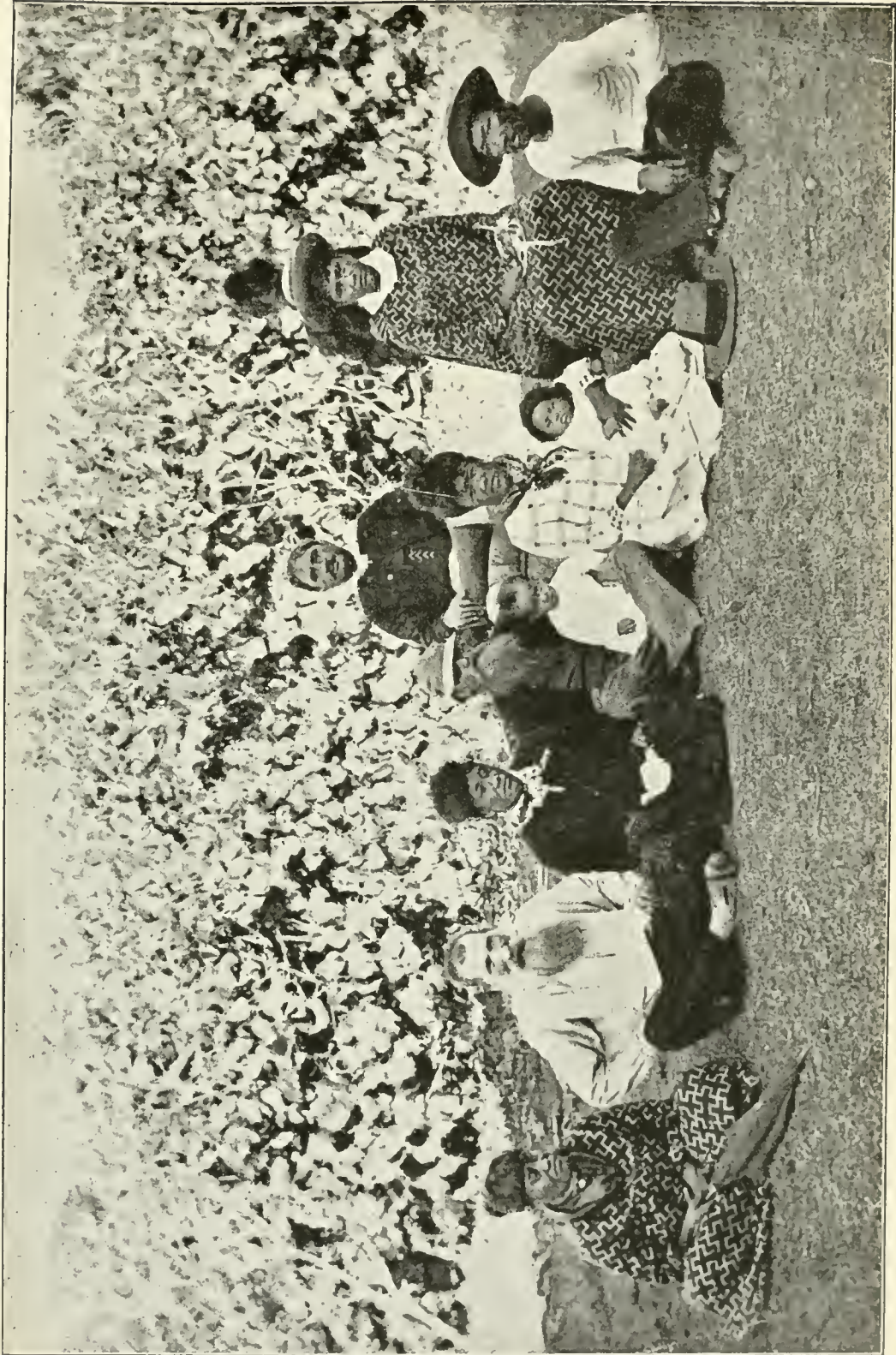




Zwei Kanakerknaben die tuberöse Form des Aussatzes zeigend.







Weise und kanakische Bewohner der Lepra-Station.

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Abhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Bremen](#)

Jahr/Year: 1898-1899

Band/Volume: [16](#)

Autor(en)/Author(s): Schauinsland Hugo Hermann

Artikel/Article: [Ein Besuch auf Molokai, der Insel der Aussätzigen 513-543](#)